Günter Grass Beim Häuten der Zwiebel

Allen gewidmet, von denen ich lernte



Zweite Auflage September 2006
© Steidl Verlag, Göttingen 2006
Alle Rechte vorbehalten
Lektorat: Helmut Frielinghaus
Buchgestaltung: Günter Grass, Gerhard Steidl, Claas Möller
Gesamtherstellung: Steidl, Göttingen
www.steidl.de
Printed in Germany
18BN 3-86521-330-8
18BN13 978-3-86521-330-3

1

Was sich verkapselt hat

Ein Wort ruft das andere. Schulden und Schuld. Zwei Wörter, so nah beieinander, so fest im Nährboden der deutschen Sprache verwurzelt, doch ist dem erstgenannten mit Abzahlung - und sei es in Raten, wie es die Pumpkundschaft meiner Mutter tat - abmildernd beizukommen; die nachweisbare wie die verdeckte oder nur zu vermutende Schuld jedoch bleibt. Immerfort tickt sie und ist selbst auf Reisen ins Nirgendwo als Platzhalter schon da. Sie sagt ihr Sprüchlein auf, fürchtet keine Wiederholungen, läßt sich gnädig auf Zeit vergessen und überwintert in Träumen. Sie bleibt als Bodensatz, ist als Fleck nicht zu tilgen, als Pfütze nicht aufzulecken. Sie hat von früh auf gelernt, gebeichtet in einer Ohrmuschel Zuflucht zu suchen, sich als verjährt oder längst vergeben kleiner als klein, zu einem Nichts zu machen, und steht dann doch, sobald die Zwiebel Pelle nach Pelle geschrumpft ist, dauerhaft den jüngsten Häuten eingeschrieben: mal in Großbuchstaben, mal als Nebensatz oder Fußnote, mal deutlich lesbar, dann wieder in Hieroglyphen, die, wenn überhaupt, nur mühsam zu entziffern sind. Mir gilt leserlich die knappe Inschrift: Ich schwieg.

Weil aber so viele geschwiegen haben, bleibt die Versuchung groß, ganz und gar vom eigenen Versagen abzusehen, ersatzweise die allgemeine Schuld einzuklagen oder nur uneigentlich in dritter Person von sich zu sprechen: Er war, sah, hat, sagte, er schwieg... Und zwar in sich hinein, wo viel Platz ist für Versteckspiele.

Sobald ich mir den Jungen von einst, der ich als Dreizehnjähriger gewesen bin, herbeizitiere, ihn streng ins Verhör nehme und die Verlockung spüre, ihn zu richten, womöglich wie einen Fremden, dessen Nöte mich kaltlassen, abzuurteilen, sehe ich einen mittelgroßen Bengel in kurzen Hosen und Kniestrümpfen, der ständig grimassiert. Er weicht mir aus, will nicht beurteilt, verurteilt werden. Er flüchtet auf Mutters Schoß. Er ruft: »Ich war doch ein Kind nur, nur ein Kind...«

Ich versuche, ihn zu beruhigen, und bitte ihn, mir beim Häuten der Zwiebel zu helfen, aber er verweigert Auskünfte, will sich nicht als mein frühes Selbstbild ausbeuten lassen. Er spricht mir das Recht ab, ihn, wie er sagt, »fertigzumachen«, und zwar »von oben herab«.

Jetzt verkneift er die Augen zu Sehschlitzen, preßt und verzieht die Lippen, bringt den Mund in unruhige Schieflage und arbeitet an seiner Grimasse, während er zugleich über Büchern hockt, weg ist, nicht einzuholen.

Ich sehe ihn lesen. Das, nur das tut er mit Ausdauer. Dabei stöpselt er beide Ohren mit den Zeigefingern, um in enger Wohnung gegen den fröhlichen Lärm der Schwester abgeschirmt zu sein. Jetzt trällert sie, kommt näher. Er muß aufpassen, denn gern schlägt sie ihm das Buch zu, will mit ihm spielen, immer nur spielen, ist ein Wirbelwind. Nur auf Distanz ist ihm seine Schwester lieb.

Bücher waren ihm von früh an die fehlende Latte im Zaun, seine Schlupflöcher in andere Welten. Doch sehe ich ihn auch Grimassen schneiden, wenn er nichts tut, nur zwischen den Möbeln des Wohnzimmers rumsteht und dabei so abwesend zu sein scheint, daß die Mutter ihn anrufen muß: »Wo biste nu schon wieder? Was denkste dir jetzt wieder aus?«

Aber wo war ich, wenn ich Anwesenheit nur vortäuschte? Welch entlegene Räume bezog der grimassierende Junge, ohne das Wohn- oder Klassenzimmer zu verlassen? In welche Richtung spulte er seinen Faden?

In der Regel war ich zeitabwärts unterwegs, unstillbar hungrig nach den bluttriefenden Innereien der Geschichte und vernarrt ins stockfinstre Mittelalter oder in die barocke Zeitweil eines dreißig Jahre währenden Krieges.

So vergingen dem Jungen, der unter meinem Namen anzurufen ist, die Tage wunschgemäß als Folge von Auftritten in wechselnden Kostümen. Schon immer wollte ich weranders und woanders, jener »Baldanders« sein, der mir wenige Jahre später, als ich mich in der Volksausgabe des »Simplicissimus« verlor, gegen Schluß des Buches begegnete: eine unheimliche und doch anziehende Gestalt, die erlaubte, aus den Pluderhosen des Musketiers in die zottelige Kutte eines Eremiten zu schlüpfen.

Zwar war mir die Gegenwart mit ihren Führerreden, Blitzkriegen, U-Boothelden und hochdekorierten Fliegerassen samt militärischen Einzelheiten abfragbar deutlich – meine Geografiekenntnisse wurden bis in die Berge Montenegros, bis hin zu griechischen Inselgruppen und ab Sommer einundvierzig durch den vorrückenden Frontverlauf bis Smolensk, Kiew, zum Ladogasee hin erweitert –, aber zugleich bewegte ich mich im Heerwurm der Kreuzfahrer in Richtung Jerusalem, war Knappe des Kaisers Barbarossa, schlug auf Pruzzenjagd als Ordensritter um mich, wurde vom Papst exkommuniziert, gehörte Konradins Gefolge an und ging klaglos mit dem letzten Staufer unter.

Blind für alltäglich werdendes Unrecht im nahen Umfeld der Stadt – zwischen Weichsel und Haff, nur zwei Dörfer vom Nickelswalder Landschulheim des Conradinums entfernt, wuchs und wuchs das Konzentrationslager Stutthof –, empörten mich einzig die Verbrechen pfäffischer Herrschaft und die Folterpraxis der Inquisition. Wenn mir einerseits Zangen, glühende Eisen und Daumenschrauben handlich waren, sah ich mich andererseits als Rächer verbrannter Hexen und Ketzer. Mein Haß galt Gregor dem Neunten und weiteren Päpsten. Im westpreußischen Hinterland wurden polnische Bauern mit Frau und Kindern von ihren Höfen vertrieben; ich blieb Vasall des zweiten Friedrich, der in Apulien ihm getreue Sarazenen ansiedelte und mit seinen Falken arabisch sprach.

Im Rückblick sieht es so aus, als sei es dem grimassierenden Gymnasiasten gelungen, seinen aus Büchern gefütterten Sinn für Gerechtigkeit in mittelalterliche Rückzugsgebiete zu verlagern. Wohl deshalb konnte sich mein erster, vom Umfang her weitläufig geplanter Schreibversuch fern der Deportation restlicher Danziger Juden aus dem Ghetto Mausegasse in das Konzentrationslager Theresienstadt und abseits aller Kesselschlachten des Sommers einundvierzig abspielen; mitten im dreizehnten Jahrhundert sollte ein Handlungsgespinst geknüpft werden, das kaum entlegener hätte ausgedacht werden können.

Es ist die Zeitung für Schüler »Hilf mit!« gewesen, in der ein Wettbewerb angezeigt stand. Preise für erzählende Prosa, geschrieben von jugendlicher Hand, wurden versprochen.

Also begann der grimassierende Junge oder mein behauptetes, doch immer wieder im fiktionalen Gestrüpp verschwindendes Ich, in ein bis dahin unbeflecktes Diarium nicht etwa eine knappe Geschichte, nein, auf Anhieb und ungehemmt flüssig einen Roman zu schreiben, der – das ist sicher – unter dem Titel »Die Kaschuben« stand. Die waren mir immerhin verwandt.

Während meiner Kindheit fuhren wir oft über die Freistadtgrenze in Richtung Kokoschken, Zuckau und besuchten meine Großtante Anna, die samt vielköpfiger Familie auf engem Raum unter niedriger Decke hauste. Käsekuchen, Sülze, Senfgurken und Pilze, Honig, Backpflaumen und Hühnerklein – Magen, Herz, Leber –, Süßes und Saures, aber auch Schnaps, gebrannt aus Kartoffeln, kamen dort gleichzeitig auf den Tisch; und zugleich wurde gelacht und geweint.

Im Winter holte uns Onkel Joseph, der älteste Sohn der Großtante, mit Pferd und Schlitten ab. Das war lustig. Bei Goldkrug gings über die Freistaatgrenze. Onkel Joseph begrüßte die Zollbeamten auf deutsch, auf polnisch und wurde von den jeweils anders Uniformierten dennoch beschimpft. Das war weniger lustig. Kurz vorm Kriegsbeginn soll er die polnische Fahne und die mit dem Hakenkreuz aus dem Schrank geholt und gerufen haben: »Wenn Krieg jeht los, staig ich auf Baum und guck, wer kommt zuerst. Und denn hiß ich Fahne, die da oder die ... «

Und selbst später noch, als genug Zeit vergangen war, sahen wir die Mutter und die Geschwister des erschossenen Onkel Franz, wenn auch nur heimlich nach Ladenschluß. Dabei erwies sich der in Zeiten der Kriegswirtschaft nützliche Naturalienhandel als hilfreich: Suppenhühner und Landeier wurden gegen Rosinen, Backpulver, Nähgarn und Petroleum getauscht. In unserem Laden stand neben dem Faß voller Salzheringe ein mannshoher Petroleumtank mit Zapfhahn, dessen Geruch die Zeit überdauert hat. Und als Bild sind mir die Auftritte der Großtante Anna geblieben, wenn sie ihre Tauschware, eine gerupfte Gans, die sie unter den Röcken verborgen hatte, mit einem Griff vorzog und auf die Ladentheke warf: »Mecht ne Zehnpfundje sain...«

So waren mir auch die Sprachgewohnheiten der Kaschuben vertraut. Wann immer sie ihr altslawisches Gemaule verschluckten und ihre Kümmernisse und Wünsche auf Plattdeutsch ausbreiteten, ließen sie die Artikel weg und sagten, um sicherzugehen, lieber zwei- als einmal nein. Ihr verlangsamtes Reden glich abgestandener Dickmilch, auf die sie geriebenes Schwarzbrot, gemischt mit Zucker, streuten.

Das Restvolk der Kaschuben siedelte seßhaft seit Urgedenken im hügeligen Hinterland der Stadt Danzig und galt unter wechselnder Herrschaft als nie polnisch, nie deutsch genug. Als mit dem letzten Krieg wieder einmal die Deutschen über sie kamen, wurden viele Kaschuben laut Erlaß als »Volksgruppe drei« eingestuft. Das geschah unter Druck der Behörden und mit Aussicht auf Bewährung, damit aus ihnen vollwertige Reichsdeutsche wurden; die jungen Frauen abrufbar für den Arbeitsdienst, die jungen Männer wie Onkel Jan, der nun Hannes hieß, für den Kriegsdienst.

Von diesen Nöten Bericht zu geben, wäre naheliegend gewesen. Weshalb ich aber die Handlung meines Erstlings, der von Mord und Totschlag bestimmt war, in die Zeit des Interregnums, »die kaiserlose, die schreckliche Zeit« des dreizehnten Jahrhunderts, verlegt habe, ist nur mit meiner Neigung zur Flucht in möglichst unwegsames Geschichtsgelände zu erklären. So kam denn auch nicht der Versuch einer altslawischen Sittengeschichte zu Papier, vielmehr handelte mein Erstling von Femegerichten und Rechtlosigkeit, die nach dem Untergang des Stauferreiches einen Erzählstoff hergaben, in dem es sattsam gewalttätig zuging.

Davon ist kein Wort geblieben. Nicht die Ahnung von blutrünstigen, weil der Blutrache dienlichen Szenen will dämmern. Kein Ritter-, Bauern-, Bettlername hat sich mir überliefert. Nichts, keines Pfaffen Schuldspruch, keiner Hexe Schrei haftet. Und doch müssen Ströme Blut geflossen, ein Dutzend und mehr Scheiterhaufen geschichtet und mit der Pechfackel in Brand gesteckt worden sein, denn gegen Ende des ersten Kapitels waren alle Helden tot: geköpft, erdrosselt, gepfählt, verkohlt oder gevierteilt. Mehr noch: niemand war da, die toten Helden zu rächen.

Auf solch schriftlich beackertem Leichenfeld fand meine Erprobung in erzählender Prosa ihr vorzeitiges Ende. Gäbe es das Diarium noch, wäre es allenfalls für Fragment-Fetischisten von Interesse.

Die Erwürgten, Geköpften, Verbrannten und Gevierteilten, alle den Krähen zum Fraß im Eichengeäst baumelnden Leichen fortan als Geister auftreten, in weiteren Kapiteln agieren und restliches Fußvolk erschrecken zu lassen, ist mir nicht in den Sinn gekommen – noch nie mochte ich Gespenstergeschichten. Doch kann es sein, daß mich der unökonomische Umgang mit fiktivem Personal als frühe Erfahrung einer Schreibhemmung dazu gebracht hat, späterhin, als nunmehr sorgfältig kalkulierender Autor, schonender mit den Helden meiner Romane umzugehen.

Oskar Matzerath überlebte als Medienmogul. Mit ihm seine Babka, die hundertsieben Jahre alt wurde und für die er, um ihren Geburtstag zu feiern, im zeitverschränkten Verlauf des Romans »Die Rättin« sogar – und trotz der Drangsal heftiger Prostatabeschwerden – die Strapazen einer Reise in die Kaschubei auf sich nahm.

Und weil der frühe Tod Tulla Pokriefkes nur vermutet werden konnte – tatsächlich wurde die Siebzehnjährige hochschwanger von Bord des sinkenden Flüchtlingsschiffes Wilhelm Gustloff gerettet –, stand sie, als endlich die Novelle »Im Krebsgang« reif zur Niederschrift war, als siebzigjährige Überlebende auf Abruf bereit. Sie ist die Großmutter eines rechtsradikalen Jungen, der im Internet seinen »Blutzeugen« feiert.

Gleiches gilt für meinen Liebling Jenny Brunies, die, wenngleich arg beschädigt und für immer erkältet, die »Hundejahre« überstehen durfte; wie ja auch ich geschont wurde, um mich auf anderem Feld mal um mal neu zu erfinden.

Jedenfalls konnte sich der maßlose Junge, der als Entwurf meiner selbst weiterhin zu entdecken ist, nicht am Wettbewerb der Zeitung für Schüler »Hilf mit!« beteiligen. Oder günstiger gesehen: so wurde mir die womöglich erfolgreiche Teilnahme an einem NS-Wettbewerb für Großdeutschlands schreibende Jugend erspart. Denn ausgezeichnet mit dem zweiten oder dritten Preis – vom ersten nicht zu reden –, wäre der verfrühte Beginn meiner Schriftstellerkarriere als angebräunt zu bewerten gewesen: mit Quellenangabe dem allzeit hungrigen Feuilleton ein gefundenes Fressen. Man hätte mich als Jungnazi einstufen, so vorbelastet zum Mitläufer erklären, mich unwiderruflich abstempeln können. An Richtern hätte es nicht gefehlt.

Aber das Belasten, Einstufen und Abstempeln kann ich selber besorgen. Ich war ja als Hitlerjunge ein Jungnazi. Gläubig bis zum Schluß. Nicht gerade fanatisch vorneweg, aber mit reflexhaft unverrücktem Blick auf die Fahne, von der es hieß, sie sei »mehr als der Tod«, blieb ich in Reih und Glied, geübt im Gleichschritt. Kein Zweifel kränkte den Glauben, nichts Subversives, etwa die heimliche Weitergabe von Flugblättern, kann mich ent-

lasten. Kein Göringwitz machte mich verdächtig. Vielmehr sah ich das Vaterland bedroht, weil von Feinden umringt.

Seitdem mich Greuelberichte über den »Bromberger Blutsonntag« entsetzt hatten, die gleich nach Kriegsbeginn Seiten im »Danziger Vorposten« füllten und alle Polen zu Meuchelmördern machten, schien mir jede deutsche Tat als Vergeltung rechtens zu sein. Meine Kritik richtete sich allenfalls gegen lokale Parteibonzen, sogenannte Goldfasane, die sich feige vorm Dienst an der Front drückten, uns nach Aufmärschen vor Tribünen mit öden Reden langweilten und dabei ständig den heiligen Namen des Führers mißbrauchten, an den wir glaubten, nein, an den ich aus ungetrübter Fraglosigkeit so lange glaubte, bis alles, wie es das Lied vorausgewußt hatte, in Scherben fiel.

So sehe ich mich im Rückspiegel. Das läßt sich nicht wegwischen, steht nicht auf einer Schiefertafel, neben der griffbereit der Schwamm liegt. Das bleibt. Noch immer, wenn auch lückenhaft mittlerweile, sitzen die Lieder fest: »Vorwärts, vorwärts schmettern die hellen Fanfaren, vorwärts, vorwärts, Jugend kennt keine Gefahren...«

Um den Jungen und also mich zu entlasten, kann nicht einmal gesagt werden: Man hat uns verführt! Nein, wir haben uns, ich habe mich verführen lassen.

Aber, könnte die Zwiebel lispeln, indem sie auf achter Haut Blindstellen nachweist, du bist doch fein raus, warst nur ein dummer Junge, hast nichts Schlimmes getan, hast niemanden, keinen Nachbarn denunziert, der zynische Witze über Göring, den dicken Reichsmarschall, riskiert hat, und hast keinen Fronturlauber verpfiffen, der sich

rühmte, Gelegenheiten für ritterkreuzreife Heldentaten schlau gemieden zu haben. Nein, nicht du hast jenen Studienrat angezeigt, der im Geschichtsunterricht in Nebensätzen den Endsieg zu bezweifeln gewagt, das deutsche Volk »eine Hammelherde« genannt hatte und zudem ein übler Pauker war, von allen Schülern gehaßt.

Das wird stimmen: Jemanden zu verpfeisen, beim Blockwart, bei der NS-Kreisleitung, beim Hausmeister dieser oder jener Schule anzuschwärzen, war nicht meine Sache. Als aber ein Lateinlehrer, der, weil nebenbei Priester, als Monsignore angesprochen werden wollte, nicht mehr Vokabeln streng abfragte, weg, plötzlich verschwunden war, habe ich wieder einmal keine Fragen gestellt, wenngleich, kaum war er weg, der Ortsname Stutthof abschreckend in aller Munde war.

Bald vierzehn zählte ich, als Sondermeldungen aus unserem Volksempfänger, angekündigt durch Blech und Pauken, von siegreichen Kesselschlachten auf Rußlands Steppe Bericht gaben. Während Tag nach Tag Liszts »Les Préludes« mißbraucht wurde, geschah etwas, das meine Geografiekenntnisse erweiterte, doch in Latein blieb ich mangelhaft.

Nach abermaligem Schulwechsel sehe ich mich als Schüler in Sankt Johann, einem altstädtischen Gymnasium in der Fleischergasse, nahe dem Stadtmuseum und der Trinitatiskirche. Diese Lehranstalt erwies sich als gotisch unterkellert, lockte mit Kriechgängen bis in die »Hundejahre« hinein. Deshalb fiel es mir später leicht, mein Romanpersonal, die befreundeten und zugleich verfeindeten Schüler Eddie Amsel und Walter Matern, dort einzuschulen, auf daß sie vom Umkleideraum der Turnhalle aus in die franziskanischen Kriechgänge fanden...

Und als mein Lateinlehrer Monsignore Stachnik nach einigen Monaten zurückkam und weiterhin auf Sankt Johann unterrichtete, habe ich wiederum keine dringlichen Fragen gestellt, obgleich mir der Ruf anhing, nicht nur ein aufsässiger, sondern auch ein vorlauter Schüler zu sein.

Naja, er hätte ohnehin nicht antworten dürfen. War überall so nach der Entlassung aus KZ-Haft. Fragen hätten Stachnik, der äußerlich unverändert schien, nur zusätzlich in Schwierigkeiten gebracht.

Dennoch muß mich mein Schweigen ausreichend belastet haben, sonst wäre ich kaum genötigt gewesen, jenem Lateinlehrer und einstigen Vorsitzenden der freistaatlichen Zentrumspartei, dem unermüdlichen Fürsprecher der seligen Dorothea von Montau, in meinem aus Prinzip rückbezüglichen Roman »Der Butt« ein unüberlesbares Denkmal zu setzen.

Er und die gotische Einsiedlerin. Sein Bemühen um ihre Seligsprechung. Ins Schwärmen geriet Monsignore, sobald ihre Magerkur zum von uns angestoßenen Thema wurde. Leicht fiel es, ihn aus dem Zuchtgehege lateinischer Satzkonstruktionen zu locken; man mußte nur nach ihr, der ihm heiligen Dorothea fragen.

Was ihr die Ehe mit dem Schwertfeger versalzen habe.

Welche Wunder ihr zuzusprechen seien.

Warum sie sich im Dom zu Marienwerder lebendig habe einmauern lassen.

Ob sie, bald abgemagert, dennoch schön von Gestalt geblieben sei.

All das und seinen stets geschlossenen Halskragen rief ich in Erinnerung, um eines Lateinlehrers zu gedenken.

Allerdings konnte das späte Loblied Monsignore Stachnik nur teilweise gefallen. Aus allzu gegensätzlicher Perspektive werteten wir das Leben und den Hungertod der bußfertigen Dorothea von Montau. Und als ich um die Mitte der siebziger Jahre mit meiner Frau im Münsterland unterwegs war, um für die Erzählung »Das Treffen in Telgte« lokale Einzelheiten aus barocker Zeitweil zu recherchieren, besuchten wir ihn, der in einem Nonnenkloster seinen Alterssitz gefunden hatte: in geräumiger und komfortabel möblierter Zelle, die zum Gespräch einlud. In dessen Verlauf vermied ich jeden Konflikt auf katholisch bestelltem Acker. Ein wenig erstaunt, weil protestantischer Herkunft, war Ute über des alten Herrn geruhsamen Alltag inmitten klösterlich lebender Frauen, die uns in ihrer alles verhängenden Tracht nur beim Empfang zu Gesicht kamen.

Kokett, wie er sich als Lateinlehrer nie gegeben hatte, nannte sich Monsignore »Hahn im Korb«. Rundlicher, als ihn meine Erinnerung aufbewahrte, saß er mir gegenüber: die Klosterküche bekam ihm.

Wir plauderten nur wenig über die endlich Seliggesprochene. Auf politischem Feld vertrat er noch immer die Position der Zentrumspartei, die er allerdings bei den gegenwärtigen Christdemokraten nur unzureichend aufgehoben sah. Er lobte Pfarrer Wiehnke, meinen Beichtvater in der Herz-Jesu-Kirche, weil sich dieser Priester »überaus wagemutig« um die katholischen Arbeiter seiner Gemeinde gekümmert habe. Er erinnerte sich an diesen und jenen Lehrer auf Sankt Johann, so an den Schuldirektor, dessen zwei Söhne beim Untergang des Schlachtschiffes Bismarck den Tod, wie er sagte, »gefunden« hatten.

Doch hielt er nur widerstrebend Rückschau: »Schwierige Zeit, damals...« – »Neinnein, niemand hat mich denunziert...«

Daß ich ein schlechter Lateinschüler gewesen war, schien ihm gnädig entfallen zu sein.

Wir sprachen über Danzig, als die Stadt noch mit allen Türmen und Giebeln wie auf Postkarten aussah. Meinen Kurzbericht von wiederholten Reisen nach Gdańsk hörte er mit Gefallen – »Sankt Trinitatis soll ja so schön wie einst wiederaufgebaut sein...« –, doch als ich mein Schweigen in Schülerzeiten, die unverjährte Schuld anklingen ließ, winkte Monsignore Stachnik lächelnd ab. Ich glaubte ein »Ego te absolvo« zu hören.

Von einer mäßig frommen Mutter nur selten zum Kirchgang ermahnt, wuchs ich dennoch frühgeprägt katholisch auf: kreuzschlagend zwischen Beichtstuhl, Haupt- und Marienaltar. Monstranz und Tabernakel waren Wörter, die ich mir ihres Wohlklangs wegen gern aufsagte. Aber an was glaubte ich, bevor ich nur noch an den Führer glaubte?

Der Heilige Geist schien mir faßlicher zu sein als Gottvater nebst Sohn. Figurenreiche Altäre, dunkelnde Bilder und der weihrauchgeschwängerte Spuk der Langfuhrer Herz-Jesu-Kirche nährten meinen Glauben, der weniger christlich, eher heidnischer Natur war. Fleischlich nah kam mir die Jungfrau Maria: als Baldanders war ich der Erzengel, der sie erkannte.

Außerdem machten mich jene Wahrheiten satt, die in Büchern ihr vieldeutiges Eigenleben führten und in deren Treibbeeten meine Lügengeschichten keimten. Was aber las der Vierzehnjährige?

Gewiß keine frommen Traktate, auch keine Propagandaschriften, die Blut und Boden in Stabreime zwängten. Weder Tom-Mix-Hefte, noch waren mir Band nach Band Karl Mays Romane spannend: Lesefutter, das meinen Mitschülern nie ausging. Vorerst las ich alles, was – welch Glück! – im Bücherschrank meiner Mutter greifbar war.

Als mir vor gut einem Jahr in Ungarns Hauptstadt ein Preis in Gestalt einer monströsen, weil bleigrau eingefaßten Kaminuhr überreicht wurde, die aussah, als solle mir zukünftig nur noch »bleierne Zeit« angesagt werden, fragte ich Imre Barna, den Lektor meines ungarischen Verlages, nach dem Namen eines Autors, dessen Roman mich in jungen Jahren verwirrt hatte: »Versuchung in Budapest«.

Wenig später wurde mir der umfängliche Schmöker aus antiquarischen Beständen geliefert. Verfaßt hat ihn Franz Körmendi, ein mittlerweile vergessener Schriftsteller. Im Jahr dreiunddreißig beim Propyläen Verlag in Berlin verlegt, handelt sein Buch fünfhundert Seiten lang von haltund glücksuchenden Männern, die sich nach Ende des Ersten Weltkrieges in Kaffeehäusern langweilen, unterschwellig von proletarischer Revolution und Gegenrevolte und nebenbei von anarchistischen Bombenlegern. Doch hauptsächlich geht es um einen Entwurzelten, der arm, aber strebsam die Stadt beiderseits der Donau verläßt, die Welt sieht und mit reicher Frau heimkehrt, um dort, in Budapest, einer trügerisch diffusen Liebe zu verfallen.

Dieser Roman liest sich immer noch druckfrisch und gehörte zum Bücherbestand meiner Mutter, einer Ansammlung kunterbunt gemischter Literatur, die der Sohn bald ausgelesen hatte und deren Titel vorerst noch ungenannt bleiben sollen, weil ich mich nun, hungrig nach weiterem Lesestoff, nahe der Oberschule Sankt Petri an einem Lesetisch der Stadtbibliothek sehe.

Die Petrischule ist meine Zwischenstation, in die ich durch Beschluß einer Lehrerkonferenz versetzt wurde.

nachdem ich das Langfuhrer Conradinum hatte verlassen müssen: einem prügelnden Turnlehrer gegenüber, der uns Schüler an Reck und Barren quälte, war ich – so lasen es die vom Sohn enttäuschten Eltern –, »aufsässig und unverschämt frech« geworden.

Doch was heißt, »ich sehe mich in der Stadtbibliothek«? Allenfalls gelingt es mir, mit Hilfe der wenigen Fotos, die meine Mutter nach Kriegsende in den Westen gerettet hatte, ein weiteres Selbstbild des Heranwachsenden zu entwerfen. Noch sind keine Pickel abzählbar, die ich später mit Pitralon und Mandelkleie vergeblich bekämpfte, doch mindert die vorstehende Unterlippe – meine angeborene Progenie – den kindlichen Ausdruck. Ernst bis verdüstert gleiche ich einem früh pubertierenden Schüler, dem Aufsässigkeit gegenüber Paukern zuzumuten ist: wenn man ihn reizt, könnte er handgreiflich werden.

Und so kam es denn auch dazu, daß ein feister Musiklehrer, dessen mit Fistelstimme gesungenes »Heideröschen« wir mit jazzartigen Geräuschen und Zuckbewegungen begleitet hatten, mich, nur mich rügte und zu schütteln wagte, worauf ich ihn mit meiner Linken an der Krawatte packte und so lange würgte, bis der Schlips, der kriegsbedingt aus Papier war, unterm Knoten abriß, worauf wieder einmal hinlänglich Grund bestand, mich umzuschulen, pädagogisch vorsorglich, wie es den Tatbestand verschleiernd hieß: von der Petrischule auf die Oberschule Sankt Johann. Kein Wunder, wenn ich mich abschottete, unzugänglich selbst für die Mutter wurde.

Und dergestalt finster abfotografiert sehe ich mich auf dem Weg zu jener dank hanseatischem Bürgersinn angereicherten Bibliothek, von der anzunehmen gewesen wäre, daß sie, als die Stadt kurz vor Kriegsende in Flammen stand, mit ihr verglüht sei. Doch als ich im Frühjahr achtundfünfzig die nunmehr polnische Stadt Gdańsk besuchte, um nach Danziger Spuren zu fahnden, also über Verlust Buch zu führen, fand ich die Stadtbibliothek unzerstört und in ihrem Inneren so überliefert holzgetäfelt und altertümlich, daß es mir leichtfiel, mich, den Heranwachsenden in knielangen Hosen, als Nutznießer der Buchbestände an einem der Lesetische zu entdecken: Stimmt, keine Pickel, aber die Haare fallen ihm in die Stirn. Vorgeschoben das Kinn, die Unterlippe. Schon buckelt sich der Nasenrücken. Er grimassiert noch immer, nicht nur beim Lesen.

Schicht auf Schicht lagert die Zeit. Was sie bedeckt, ist allenfalls durch Ritzen zu erkennen. Und durch solch einen Zeitspalt, der mit Anstrengung zu erweitern ist, sehe ich mich und ihn zugleich.

Ich bereits angejahrt, er unverschämt jung; er liest sich Zukunft an, mich holt Vergangenheit ein; meine Kümmernisse sind nicht seine; was ihm nicht schändlich sein will, ihn also nicht als Schande drückt, muß ich, der ihm mehr als verwandt ist, nun abarbeiten. Zwischen beiden liegt Blatt auf Blatt verbrauchte Zeit.

Während der dreißigjährige Vater jüngst geborener Zwillingssöhne, der seine ausladende Unterlippe neuerlich mit Hilfe eines Schnauzbartes auszugleichen versucht, sich auf Suche nach lokalen Einzelheiten für ein anhaltend gefräßiges Manuskript befindet, läßt sich sein verjüngtes Ich von nichts, auch nicht von ihm, dem Herrn im Cordanzug, ablenken.

Mein Blick jedoch schweift. Während der aus Beständen des Archivs herbeigeschaffte Zeitungsjahrgang neunund-

dreißig durchblättert wird, nehme ich nur flüchtig wahr, was sich im »Danziger Vorposten« ab Beginn des Krieges an Alltäglichkeiten niedergeschlagen hat. Zwar kritzelt das angejahrte Ich in seine Kladde, welche Filme während der ersten Septemberwoche in Langfuhr und in den altstädtischen Kinos liefen, zum Beispiel im »Odeon« am Dominikswall »Wasser für Canitoga« mit Hans Albers, zugleich aber fängt sein abschweifender Blick jenen vierzehnjährigen Jungen ein, der drei Lesetische entrückt sitzt und sich in einer reich bebilderten »Knackfuß-Künstler-Monographie« verliert.

Neben ihm liegen weitere Bände gestapelt. Offenbar ist er dabei, seine mit Hilfe gesammelter Zigarettenbilder fundierten Kunstkenntnisse zu erweitern. Ohne aufzublicken legt er den Max Klinger gewidmeten Band beiseite, um sogleich einen anderen aufzuschlagen.

Während der erwachsene Sammler von Einzelheiten eher beiläufig Marktpreise und Börsennotierungen aus dem Handelsteil des »Vorposten« abschreibt - Bembergseide unverändert, Getreidehandel mit steigender Tendenz -, und bevor ihn zum wiederholten Mal mehrspaltige Greuelberichte erschrecken, in denen das »von polnischen Unmenschen« verübte Gemetzel vom dritten September, der »Bromberger Blutsonntag«, Seite nach Seite ausgeschlachtet wird, sieht er sich selbst, nein, dem Jungen zu, der anhand der Knackfuß-Bände zuerst Klingers Vielseitigkeit, den Maler, Bildhauer, den Zeichner bewundert, sich jetzt aber, nachdem ihn in einem weiteren Band Caravaggios wüster Lebenslauf fasziniert hat, als Schüler in Anselm Feuerbachs Atelier wünscht. Zur Zeit gilt seine Vorliebe den Deutschrömern. Künstler und berühmt will er werden, unbedingt.

Dem gereiften Zeitreisenden aus Paris, der zwar Künstler, aber noch nicht berühmt ist, kommt sein jugendliches Gegenüber wie abgetaucht vor. Selbst wenn er ihn anriefe, immer wieder, fände er kein Gehör.

Diese Begegnung mit mir ist übertragbar. So aus der Welt gefallen, sehe ich mich auch andernorts, etwa im Jäschkentaler Wald oder auf den Stufen des gußeisernen Gutenbergdenkmals. Vor Saisonbeginn nahm ich entliehene Bücher an den Ostseestrand mit, las, gekauert in einen der leeren Strandkörbe. Aber mein Lieblingsleseplatz war der Dachboden des Mietshauses, wo mir ein Lukenfenster Licht gab. Und in der Enge der Zweizimmerwohnung finde ich mich vorm Bücherschrank meiner Mutter; er ist mir deutlicher vor Augen als das restliche Mobiliar des Wohnzimmers.

Ein stirnhohes Schränkchen nur. Blaue Scheibengardinen schützten die Buchrücken vor zuviel Licht. Eierstäbe schmückten als Zierleisten. Ganz aus Nußbaum, soll es das Gesellenstück eines Lehrlings gewesen sein, der in der Tischlerei meines Großvaters väterlicherseits an der Hobelbank stand und seine Lehrzeit kurz vor der Heirat meiner Eltern mit einem Möbel beendet hatte, das zum Hochzeitsgeschenk taugte.

Seitdem stand das Schränkchen rechts vom Wohnzimmerfenster, gleich neben der Nische, die mir gehörte. Unterm Bord des linken Wohnzimmerfensters, das dem Klavier und den aufgeschlagenen Noten Seitenlicht gab, hausten das Poesiealbum und die Puppen und Streicheltiere meiner Schwester, die weder grimassierte noch las, doch, weil heiteren Gemüts, Papas Liebling war und so gut wie keinen Ärger machte.

Meine Mutter spielte nach Geschäftsschluß nicht nur langsam dahintropfende Klavierstücke, sondern wird auch Mitglied einer Buchgemeinschaft – weißnichtwelcher – gewesen sein. Irgendwann hörte ihre Mitgliedschaft auf, denn bald nach Kriegsbeginn kamen keine neuen Bände mehr, die den Bücherbestand hätten bereichern können.

Im Schränkchen standen Dostojewskis »Dämonen« neben Wilhelm Raabes »Chronik der Sperlingsgasse«, Schillers »Gesammelte Gedichte« neben Selma Lagerlöfs »Gösta Berling«. Irgendwas von Sudermann stand Rükken an Rücken mit Hamsuns »Hunger«, Kellers »Grüner Heinrich« neben eines anderen Keller »Ferien vom Ich«. Und Falladas »Kleiner Mann – was nun?« war zwischen Raabes »Hungerpastor« und Storms »Schimmelreiter« zu finden. Wahrscheinlich lehnte sich an Dahns »Ein Kampf um Rom« jener illustrierte Band mit dem Titel »Rasputin und die Frauen«, den ich späterhin als Kontrastlektüre zu Goethes »Wahlverwandtschaften« jemandem angedichtet habe, der aus ganz anders geschichteten Gründen in Bücher vernarrt war, um sich anhand solch explosiver Mixtur das kleine und das große ABC beizubringen.

Das alles und noch mehr war mir Lesefutter. Gehörten »Onkel Toms Hütte« oder »Das Bildnis des Dorian Gray« zum Bücherschatz hinter Scheibengardinen? Was war von Dickens, was von Mark Twain greifbar?

Ich bin mir sicher, daß meine Mutter, die bei zunehmenden Geschäftssorgen wenig Zeit zum Lesen fand, wie ihr Sohn nicht wußte, daß einer der Titel im Schränkchen zu den verbotenen Büchern gehörte: Vicki Baums »Stud. chem. Helene Willfüer«. In diesem Roman, der bereits vor dreiunddreißig einen Skandal ausgelöst hatte, geht es

um eine so strebsame wie mittellose Studentin sowie um Liebe und Todessehnsucht im unheimlich idyllischen Treiben eines Universitätsstädtchens, aber auch, weil die Studentin schwanger wird, um Kurpfuscher und Engelmacher, also um – laut Paragraph – strafbare Abtreibung.

Es ist anzunehmen, daß meine Mutter den Weg der tapferen Chemiestudentin als Leserin nicht durchlitten hat, denn als ihr vierzehnjähriger Sohn am Wohnzimmertisch hockte und durch nichts vom Unglück und späteren Mutterglück der jungen Frau abzulenken war, ließ sie mich, ohne Anstoß zu nehmen, »auf und davon« sein.

Im Verlauf der Zeit habe ich mehr von Vicki Baum gelesen, zum Beispiel ihren verfilmten Roman »Menschen im Hotel«. Und als ich Anfang der achtziger Jahre mit der Niederschrift der Reiseerzählung »Kopfgeburten oder Die Deutschen sterben aus« die Enthaltsamkeit kinderloser Selbstverwirklicher und deren bis heutzutage zelebrierten Egokult, somit die Vergreisung der bundesrepublikanischen Bevölkerung und als deren Folgen die Dauerkrise im Rentensystem und die Ödnis anhaltend gepflegter Zweisamkeit vorwegnahm, half mir ihre exotische Geschichte »Liebe und Tod auf Bali« beim Auspinseln melodramatischer Hintergrundbilder. Doch so selbstvergessen wie zu meiner Frühzeit bin ich nie wieder Vicki Baums angeblich nur unterhaltsamer Erzählkunst verfallen gewesen.

Sobald das Abendbrot auf den Tisch sollte, rief der Vater: »Vom Lesen ist noch keiner satt geworden.«

Die Mutter sah mich gern »schmökern«. Da die bei Kunden und Handelsvertretern beliebte Geschäftsfrau bei aller Neigung zu träumerischen Wehmutsgesten von heiterer und mitunter spottlustiger Natur war, auch gern einen kleinen Spaß trieb, den sie »Schabernack« nannte, bereitete es ihr Vergnügen, dem einen oder anderen Besucher, so einer Freundin aus gemeinsamer Lehrzeit bei »Kaisers Kaffee«, die Abwesenheit des an bedruckte Seiten verlorenen Sohnes zu beweisen, indem sie ein Marmeladenbrot, in das ich während anhaltender Lektüre ab und zu biß, gegen ein Stück Palmoliveseife austauschte.

Mit verschränkten Armen und lächelnd, weil erfolgssicher, hat sie das Ergebnis der Tauschaktion abgewartet. Das erheiterte sie, wenn der Sohn in Seife biß und erst nach dem Abgrasen einer dreiviertel Buchseite merkte, was er dem gleichfalls belustigten Besuch demonstriert hatte. Seitdem ist der Geschmack dieses Markenartikels meinem Gaumen bekannt.

Der Junge mit der vorstehenden Unterlippe wird noch oft in Seife gebissen haben, denn in meiner Erinnerung, die sich leichthin in Variationen verliert, werden mal Wurst, dann wieder Käsebrote, auch ein Stück Rosinenkuchen zum Tauschobjekt. Und was die Unterlippe betrifft, wurde deren Vorwitz hilfreich, sobald ich die mir ins Blickfeld fallenden Haare wegblies. Das geschah beim Lesen fortwährend. Manchmal hat die Mutter den zu weichen Haarfall des Sohnes mit einer Klammer, die sie aus ihrer sorgfältig ondulierten Frisur zog, befestigt. Ich duldete das.

Ihr Einundalles. So viele Sorgen ich ihr bereitet habe – das Sitzenbleiben in der Quarta, der wiederholt durch Aufsässigkeit provozierte Schulwechsel –, sie bewahrte sich ihren durch nichts abzunutzenden Stolz auf das lesende und figurenkritzelnde Söhnchen, das nur durch Anruf aus rückläufigen Traumwelten zu locken war, um ihr dann – auf beiderseitigen Wunsch – als Schoßkind zu gefallen.

Meine Aufschneidereien, die litaneihaft so begannen, »Wenn ich mal reich und berühmt bin, werde ich mit dir...«, fanden ihr Ohr. Nichts schien meiner Mutter lieber zu sein, als von mir mit großräumigen Versprechungen – »... und dann reisen wir beide von Rom nach Neapel...« – abgefüttert zu werden. Sie, die heißinnig das Schöne, auch alles Schöntraurige liebte und bürgerlich elegant gekleidet oft allein und manchmal mit ihrem Mann als Anhängsel ins Stadttheater ging, nannte mich, sobald es mir wieder einmal gefiel, weltumsegelnd das Blaue vom Himmel herabzulügen, ihren »kleinen Peer Gynt«. Diese dem großsprecherischen Muttersöhnchen zuteil werdende Affenliebe hatte Gründe, die vermutlich in den Verlusten ihrer Jugendjahre zu finden sind.

Wenn die Familie meines Vaters um nur eine Häuserecke, in der Elsenstraße, wo die Kreissäge der großväterlichen Tischlerei von früh bis spät den Ton angab, erfahrbar nah gewesen ist und ich dem anhaltenden Familienstreit, der nur von kurzlebigen Verbrüderungen unterbrochen wurde, kaum ausweichen konnte – immer wieder hieß es: »Mit denen kein Wort mehr« und »Die kommen uns nicht mehr in die Wohnung« –, sind mir die Großeltern mütterlicherseits und die drei Brüder sowie die einzige Schwester meiner Mutter nur aus Erzählungen und wenigen Relikten deutlich geworden. Von der Schwester abgesehen, die Elisabeth hieß, aber Betty gerufen wurde und wins Reich« geheiratet hatte, stand meine Mutter allein da.

Gewiß, es gab kaschubische Verwandtschaft, aber die lebte auf dem Land, war nicht richtig deutsch, zählte nicht mehr, seitdem es Gründe gab, sie zu verschweigen. Ihre Eltern, die sich bereits als Stadtkaschuben den bürgerlichen Verhältnissen angepaßt hatten, starben früh: der Vater fiel bald nach Beginn des Ersten Weltkriegs bei Tannenberg. Nachdem zwei ihrer Söhne in Frankreich gefallen waren und der letzte Sohn, gleichfalls als Soldat, von der Grippe hinweggerafft worden war, starb auch die Mutter, wollte nicht länger leben.

Arthur wurde nur dreiundzwanzig. Paul fiel mit einundzwanzig. Der Grippetod holte Alfons kurz vor Kriegsende, als er neunzehn zählte. Aber meine Mutter, die geborene Helene Knoff, sprach von ihren Brüdern, als lebten sie noch.

Als ich eines undatierten Tages – war ich schon vierzehn oder noch zwölf Jahre alt? – auf dem Dachboden des Mietshauses im Labesweg, in dem wir als eine von neunzehn Mietparteien wohnten, meinen geheimen Leseplatz, den durchgesessenen Sessel unterhalb der aufklappbaren Luke, aufsuchte und dabei in einem der Lattenverschläge, der uns zwischen den Verschlägen der anderen Hausbewohner als Abstellraum eingeräumt war, auf einen mit Bindfaden verschnürten Koffer stieß, machte ich oder der Junge, in dem sich von früh an Erzählmasse staute, eine wegweisende Entdeckung. Unter Gerümpel und zwischen ausrangierten Möbeln wartete ein besonderer Koffer auf mich; so jedenfalls deutete ich den Fund.

Lag er unter verschlissenen Matratzen?

Tippelte auf dem Leder gurrend eine Taube, die sich durch die Dachluke verflogen hatte?

Hinterließ sie, von mir aufgescheucht, frischen Taubenmist?

Wurde der verknotete Bindfaden sofort aufgedröselt? Griff ich zum Taschenmesser?

Hielt mich Scheu zurück?

Trug ich den eher kleinen Koffer treppab und überließ ihn brav der Mutter?

Weitere Möglichkeiten bieten sich an, sind austauschbar: aufgrund amtlich erlassener Luftschutzbestimmungen mußte Mitte zweiundvierzig der Dachboden geräumt werden. Dabei fand sich der Koffer und wurde von ihr oder mir, von wem auch immer geöffnet. In ihm lagerte der spärliche Nachlaß der beiden im Ersten Weltkrieg gefallenen Brüder und des einen Bruders, den die Freund und Feind gleichermaßen heimsuchende Grippeepidemie hinweggerafft hatte.

Was mir oft genug erzählt und von der Mutter unter Tränen als nicht zu verschmerzender Verlust beschworen worden war, konnte vom Inhalt des Koffers bestätigt werden: alle drei durften nicht ausleben, was sie aus Neigung und ausgestattet mit verschiedenem Talent begonnen hatten.

Jeweils mit einem Seidenband gebunden, sprach ihr zu drei Häufchen geschichteter Nachlaß deutlich: der mittlere Bruder, Paul, wollte Maler werden und hatte sich an Kulissen für Theaterinszenierungen erprobt. Im Koffer fand ich kolorierte Bühnenbilder und Kostümentwürfe für die Oper »Freischütz« oder für den »Fliegenden Holländer«. Es kann aber auch »Lohengrin« gewesen sein, denn Skizzen eines Schwans als bühnentaugliches Vehikel sind mir vor Augen und bestehen darauf, als Buntstiftzeichnungen zum Nachlaß meines nahe der Somme gefallenen Onkels Paul zu gehören. Kein Orden lag zwischen den Blättern.

Der jüngste Bruder, Alfons, der an der Spanischen Grippe starb, hatte bereits seine Kochlehre hinter sich und wollte mit exquisiten Menüfolgen im Kopf in einer europäischen Hauptstadt – Brüssel, Wien oder Berlin – bis zum Rang des Küchenchefs in einem Grandhotel aufsteigen. Das stand in Briefen, die er von der Nordseeinsel Sylt, seinem ersten und letzten Arbeitsplatz, als einer der Köche im Kurhaus geschrieben hatte; dem Datum nach kurz bevor er zum Militärdienst einberufen und im Frühjahr achtzehn auf einen Truppenübungsplatz abkommandiert wurde.

In seinen an die Schwester Helene gerichteten Briefen schwadronierte er munter drauflos. In Kurhausgeschichten deutete er Liebesabenteuer mit adligen Damen an und ging dann ins Detail seiner erlernten Kochkunst: er pries in Senfsoße gedünsteten Kabeljau, Steinbeißerfilet auf Fenchel, mit Dill abgeschmeckte Aalsuppe und weitere Fischgerichte, die ich später, im Gedenken an Onkel Alfons, ihm nachgekocht habe.

Der älteste Bruder, Arthur, den die Mutter ihren Lieblingsbruder nannte, sah sich, bevor er zwei Jahre später an einem Bauchschuß krepierte, bereits als Dichter, lorbeerbekränzt.

Schon während der Lehrzeit in einer Filiale der Reichsbank nahe dem Hohen Tor – einem Gebäude, das den letzten Krieg überdauerte und heutzutage mit dem Prunk der Gründerzeit einer polnischen Bank dient – hatte eine Danziger Lokalzeitung hin und wieder mehrstrophige und gefällig gereimte Lyrik unter seinem Namen veröffentlicht: ein gutes Dutzend Frühlings- und Herbstgedichte, eines auf Allerseelen, eines zum Weihnachtsfest, die ich nun, als Zeitungsausschnitte gesammelt, in jenem Koffer fand, der mir wegweisend geworden ist – so wertete in späteren Jahren die Mutter den Fund.

Und da auch ihr Sohn versucht war, diesen Hinweis wichtig zu nehmen, hat er Mitte der sechziger Jahre, als ihm nach überlanger Fron unterm Joch lastender Romanmanuskripte mehrere Kurzgeschichten von der Hand gingen, diese mit dem Namen des Lieblingsbruders seiner Mutter getarnt und in einer Broschurreihe des Berliner Literarischen Colloquiums als Arthur Knoff veröffentlicht; ein Vergnügen, das ich mir bereitete, teils um die Geschichten vor der Häme launischer Kritik zu schützen, teils weil so dem kurzen Leben des Arthur Knoff ein wenig Nachruhm zu sichern war.

Seine Erstveröffentlichung – wenn von den Gedichten seiner Frühzeit, die sich in Nähe zu Eichendorffs Versen verfärbt hatten, abgesehen wird – fand ein wohlwollendes Echo. Kritiker glaubten, dem entdeckten Talent trotz erkennbarer Anlehnung an einen bekannten Autor Zukunft gutschreiben zu können. Zwar meinte eine italienische Verlegerin, vorerst sei an die Übersetzung der Kurzgeschichten nicht zu denken, doch hoffe sie, von dem bis dahin Unbekannten demnächst Größeres erwarten zu können, etwa ein Familienepos. Sein Erzähltalent, so hieß es, weise eindeutig in Richtung Roman.

Die Geschichten des Arthur Knoff waren zwei Jahrzehnte lang im Handel und hielten sich unter Pseudonym, bis Klaus Roehler, ein im nüchternen Zustand eher betulicher Lektor im Luchterhand-Verlag, meinen dichtenden Onkel im Suff entschleiert hat.

Der Dachboden und dessen Lattenverschläge voller Gerümpel und Spinnweben. Später fand Oskar Matzerath, bevor ihn die Nachbarskinder bis nach oben hinauf verfolgten und peinigten, gleich mir dort Zuflucht. Er übte von dort aus den fernwirkenden Gesang; mir aber wurde der überlebende Koffer wichtig.

Ich sehe die Sonnenflecken auf abgewetztem Leder. Nein, keine gurrende Taube gab Hinweise. Einzig mir kam das Vorrecht zu, ihn nahe meinem geheimen Leseplatz zu entdecken, zu öffnen. Ungeduldig, mit meinem Taschenmesser, das drei Klingen hatte. Geruch schlug mir entgegen, als hätte sich eine Gruft aufgetan. Staub wölkte, tanzte im Licht. Was ich fand, wurde zum Fingerzeig und schickte den Finder lebenslang auf Reise; erst jetzt beginnt er zu ermüden, nur noch Rückblicke halten ihn wach.

Immer wieder zog es mich in dieses Versteck. Die aufklappbare Dachluke gab den Blick frei über Hinterhöfe, Kastanienbäume, das Teerpappendach der Bonbonfabrik, auf Kleinstgärten, halbverdeckte Schuppen, Teppichklopfstangen, Kaninchenställe, bis hin zu den Häusern der Luisen-, Hertha-, Marienstraße, die das geräumige Geviert umgrenzten. Ich aber sah weiter. Vom Ort der Begegnung mit dem Maler, dem Poeten, dem Koch, die meine Mutter stets mit Adjektiven bedachte – Paul, meist düster, Arthur, oft verträumt, Alfons, immer lustig –, folgte ich einer Fluglinie ins Irgendwo, wie ich jetzt im Rückflug gezielt dort zu landen versuche, wo kein Rest, kein durchgesessener Sessel, nichts greifbar Handfestes auf mich wartet.

Ach, fände sich doch, wenn nicht ein Koffer, dann zumindest ein Pappkarton, gefüllt mit allerfrühestem Geschreibsel. Aber keine Halbzeile ist von ersten Gedichten, keine Seite vom einzigen Kapitel des Kaschubenromans geblieben. Nicht eine der kraus phantastischen oder akribisch ins vermooste Backsteindetail kriechenden Zeichnungen und Aquarelle liegt vor. Weder gereimte Verse in Sütterlinschrift noch schwarz auf weiß schraffierte Blätter

fanden sich im Flüchtlingsgepäck der Eltern. Kein Schulheft voller Aufsätze, die, trotz ärgerlicher Rechtschreibefehler, als »gut« und »sehr gut« benotet wurden. Nichts zeugt von meinen Anfängen.

Oder sollte ich mir einreden: Wie gut, daß als Überbleibsel kein einziger Schnipsel geblieben ist!?

Wie peinlich wäre es, wenn sich unter den Ergüssen des pubertierenden Knaben Gereimtes fände, das, auf den 20. April datiert und beeinflußt vom hymnisch expressiven Stil der HJ-Barden Menzel, Baumann, von Schirach, noch immer den durch nichts zu kränkenden Glauben an den Führer feierte. Reimpaare wie »Ehre gebäre«, »Blut und Glut«, »Fanfaren und Gefahren« müßten mir nachträglich schrecklich sein. Oder wenn sich im Fragment des Erstlingsromans rassistischer Unsinn auf Kosten der armen Kaschuben niedergeschlagen hätte: Ein langschädliger Ordensritter köpft slawische Rundschädel im Dutzend. Und weitere Produkte des eingeimpften Wahns.

Allenfalls bin ich mir sicher, daß sich in einem Stoß Zeichnungen, wäre er, wenn nicht auf dem Dachboden, dann im Keller des Mietshauses gefunden worden, kein Blatt hätte finden lassen, dem als versuchtes Porträt Ähnlichkeit mit hochdekorierten Kriegshelden nachzusagen gewesen wäre, etwa mit Kapitänleutnant Prien oder dem Jagdflieger Galland, wenngleich mir beide vorbildlich waren.

Was wäre wenn? So unnütz wie zählebig sind Spekulationen, die sich vom Inhalt verlorengegangener Koffer nähren.

Was könnte in einem Persilkarton, in dem die Mutter kurz vor der Zwangsaussiedlung die Utensilien ihres Sohnes verpackt und den sie in der Eile des Aufbruchs vergessen hatte, verräterisch vor sich hin flüstern? Was noch wäre geeignet, mich, bedürftig nach einem Feigenblatt, bloßzustellen?

Da mir, dem Kind einer Familie, die nach Kriegsende vertrieben wurde, im Vergleich mit Schriftstellern meiner Generation, die seßhaft am Bodensee, in Nürnberg oder im norddeutschen Flachland aufgewachsen, also im Vollbesitz ihrer Schulzeugnisse und Frühprodukte sind, kein Nachlaß aus Jugendjahren zur Hand ist, kann nur die fragwürdigste aller Zeuginnen, die Dame Erinnerung, angerufen werden, eine launische, oft unter Migräne leidende Erscheinung, der zudem der Ruf anhängt, je nach Marktlage käuflich zu sein.

Also sind Hilfsmittel gefragt, die auf andere Weise vieldeutig sind. Etwa der Griff nach Gegenständen, die, rund oder eckig, im Fach überm Stehpult auf Nutzung warten. Fundsachen, die, wenn sie intensiv genug beschworen werden, zu raunen beginnen.

Nein, keine Münzen oder Tonscherben. Honiggelbe Stücke sind es, die Durchblick bieten. Solche, denen herbstliches Rot oder Gelb Farbe gibt. Stücke von der Größe einer Kirsche oder dieses, groß wie ein Entenei.

Das Gold meiner baltischen Pfütze: Bernstein, gefunden an Ostseestränden oder bei jenem Händler vor gut einem Jahr gekauft, der in einer litauischen Stadt, die einst Memel hieß, seinen Verkaufsstand unter offenem Himmel hatte. Allerlei Touristenware in geschliffener oder polierter Form: Ketten, Armbänder, Briefbeschwerer, Kästchen mit Deckel, aber auch roher oder nur teilweise geglätteter Bernstein gehörten zu seinem Angebot.

Wir waren mit Jürgen und Maria Manthey von der Kurischen Nehrung mit der Fähre gekommen. Eigentlich hatten wir nur das Denkmal der Anke von Tharau besuchen und des Dichters Simon Dach gedenken wollen. Ein windiger Tag unter eiligen Wolken, an dem ich auswählte, zögerte, endlich zugriff.

Alle Stücke, die ich fand oder kaufte, beherbergen Einschlüsse. In diesem versteinerten Tropfen geben sich Tannennadeln, in diesem Fundstück moosähnliche Flechten zu erkennen. In dem hier überdauert eine Mücke. Abzählbar alle Beinchen, das Flügelpaar, als wolle sie sirrend abheben.

Sobald ich das enteneigroße Stück gegen Licht halte, zeigt sich die erstarrte und schollig verkeilte Masse allseits von winzigen Insekten bewohnt. Was sich verkapselt hat. Hier ein Wurm? Dort der zum Stillstand gebrachte Tausendfüßler? Nur nach längerem Hinsehen gibt Bernstein Geheimnisse preis, die sich gesichert glaubten.

Wann immer mein anderes Hilfsmittel, die imaginierte Zwiebel, nichts ausplaudern will oder ihre Nachrichten mit kaum zu entschlüsselnden Lineaturen auf feuchter Haut verrätselt, greife ich ins Fach überm Stehpult meiner Behlendorfer Werkstatt und wähle unter den dort lagernden Stücken, gleich ob gekauft oder gefunden.

Hier, dieses honiggelbe Stück, das durchsichtig und nur zum krustigen Rand hin milchig eingetrübt ist. Wenn ich es lange genug gegen Licht halte, das ständige Ticktack in meinem Kopf abstelle und auch sonst durch nichts, keinen tagespolitischen oder sonstwie gegenwärtigen Einspruch abzulenken, also ganz und gar bei mir bin, erkenne ich anstelle des eingeschlossenen Insekts, das soeben noch eine Zecke sein wollte, mich in ganzer Figur: vierzehnjährig und nackt. Mein Penis, der im Ruhestand noch knabenhaft ist, vergleichbar dem des Amor, den ein genialer, doch auch der Mordtat fähiger Künstler für eines mei

ner Zigarettenbilder gemalt hat, will als erwachsen gelten, sobald er sich aus bloßem Mutwillen oder nach kurzem Gefummel versteift und die Eichel freigibt.

Der Pimmel des Liebesgottes Amor, geschaffen von Caravaggios Hand, sieht niedlich aus – ein lustiges Zipfelchen – und tut unschuldig, wenngleich der geflügelte Bengel grad feixend aus einem Bett steigt, in dem er sich als Anstifter oder Beihelfer zu bewähren hatte; mein Pimmel jedoch, der sich im verschlafenen Zustand harmlos stellt, ist gänzlich humorlos der Sünde verfallen. Immer hellwach, will er standhaft männlich eindringen, wo auch immer eindringen, und sei es in eines der Astlöcher, die in den hölzernen Kabinen der Brösener Badeanstalt zu finden sind.

Und noch mehr gibt der Bernstein, wenn man ihn lange genug befragt, zu erkennen: das Glied, das mir oder dem im Harz verschlossenen Selbstbild als Pimmel anhängt, ist ohne Verstand und hat vor, lebenslang ohne Verstand zu bleiben. Noch ist es durch althergebracht biblischen Gebrauch alltäglich und für kurze Zeit zu beschwichtigen, aber schon ist ihm die Hand nicht genug. Zielstrebig wünscht sich sein Kopf – auch Eichel genannt – andere Kurzweil und schnellfertige Erlösung. Bei aller erwiesenen Dummheit: Not macht ihn erfinderisch. Nicht frei von Ehrgeiz und sportlichen Ambitionen ist er. Ein Wiederholungstäter, den keine Strafe abschrecken kann.

Solange ich katholisch gläubig war – der Übergang zum Unglauben war fließend –, bewährte sich mein Penis als nicht abzunutzender Beichtgegenstand. Zu ihm fielen mir die allergewagtesten Sünden ein. Unzucht mit Engeln. Sogar ein jungfräuliches Schaf wurde ihm zugänglich. Seine Taten und Untaten setzten selbst meinen altgedienten

Beichtvater Pfarrer Wiehnke, dessen Ohr nichts Menschliches fremd sein mochte, in Erstaunen. Mir aber half die Beichte, mich von alldem zu entlasten, was dem eigenwilligen Anhängsel als Lustgewinn zuzusprechen und anzudichten war: die allwöchentliche Erleichterung.

Später jedoch, als sich der Vierzehnjährige im Zustand absoluter Gottlosigkeit sah, bereitete ihm sein mit ihm älter gewordenes Glied mehr Sorgen als die militärische Lage an der Ostfront, wo der bis dahin unaufhaltsame Vormarsch unserer Panzerarmeen kurz vor Moskau zuerst im Schlamm, dann in Schnee und Eis zum Stillstand kam. »Väterchen Frost« rettete Rußland.

Und was half mir in meiner Not?

Inzwischen hatte das Ziel aller Wünsche einen Namen. Ich erlebte die Pein erster Liebe, die durch keinen späteren Anfall von Wahn überboten werden konnte. Zahnweh ist nichts dagegen, wenngleich auch diese Marter von an- und abschwellendem, sich ziehendem, hinziehendem Schmerz begleitet wird.

Da der Beginn meiner ersten Liebe weder genau zu datieren ist noch zu Handlungen führte, deren Ablauf bis zum Moment körperlicher Berührung oder gar eindringlicher Besitznahme schilderbar wäre, bleiben nur Wörter, denen Gestammel zu inbrünstigem oder verschwiemeltem Ausdruck verhilft und die schon seit Goethes »Werther« in Briefen und als Bettgeflüster in Gebrauch sind. Oder ich fasse mich kurz.

Das Mädchen, auf das meine Begierde wie ein scharfer Hund abgerichtet war, begegnete mir auf dem Schulweg. Mittlerweile wurde der Altbau des Conradinums nicht nur von Schülern, sondern auch von den ausquartierten Schülerinnen der Gudrunschule genutzt, die einst Helene-Lange-Schule hieß.

Vor- und nachmittags belegte Schichtunterricht die Klassenräume. Auf dem Uphagenweg herrschte Gegenverkehr. Sie kam, ich ging. Oder ich hatte fünf Schulstunden hinter mir, sie mußte gleich viele noch absitzen. Wenn sie einem Pulk Mädchen beigemischt war, ging ich, der notorische Einzelgänger, allein zu Fuß. Mitten durch den kichernden Pulk ging ich mit meiner Schultasche, ohne mehr als einen Blick zu riskieren.

Weder schön noch häßlich war sie, nur eine schwarzhaarige Schülerin mit ziemlich langen Zöpfen. Dunkel gerahmt, kam mir ihr Gesicht klein vor, auf Punktkommastrich verkürzt. Der Mund schmallippig, verkniffen. Die Augenbrauen über der Nasenwurzel zusammengewachsen.

Ich kannte hübschere Mädchen. Mit einer Cousine hatte ich mich sogar im Holzschuppen meines Großvaters abtastend befaßt. Ein anderes Mädchen hieß Dorchen, kam aus Bartenstein in Ostpreußen, sprach auch so und blieb einen Sommer lang.

Nein, meine Liebe mit den schwarzen Zöpfen nenne ich nicht beim Namen. Vielleicht lebt sie noch irgendwo, hat, wie ich, überlebt und will als Greisin nicht von einem alten Mann und dessen im Ungefähr stochernden Erinnerungen belästigt werden, der ihr schon während der Schulzeit peinlich aufgefallen war und sie schließlich böse gekränkt hat.

Namenlos soll meine erste Liebe bleiben, es sei denn, der Griff nach dem Bernstein stellt sie als verkapselte Mücke oder Spinne bloß, die ich laut anrufe, verfluche, beschwöre...

Ich ließ nicht locker, eine Eigenschaft, die sich verfestigt hat und bis heutzutage auf diesem und jenem Feld Ausdauer zu beweisen sucht. Da wir Schüler mehr oder weniger genau wußten, wo in unserem Klassenraum vor- oder nachmittags die Mädchen der Gudrunschule saßen, habe ich Briefe hinterlassen, wo sie, das nicht auffüllbare Loch meiner Wünsche, ihren vermuteten Platz hatte. Kassiber, unter den Klappdeckel der Schulbank geklebt. Albernes Zeug, das manchmal albern beantwortet wurde. Nein, Verse waren nicht Teilstücke meiner Schülerpost. Nicht einmal sicher ist, ob ihre, ob meine Zettel namentlich unterschrieben waren.

Das zog sich hin, bis ich die Schule wechseln mußte und Tag nach Tag mit der Straßenbahn, Linie fünf, von Langfuhr nach Danzig und nach der Schule von der Altstadt zurück in den Vorort fuhr. Die engen Gassen, der getürmte Backstein, das hinter schiefem Gemäuer und gegiebelten Fassaden zu erahnende Mittelalter, all das, was Geschichte versteinert zu bieten hatte, wirkte, wenn nicht beschwichtigend, dann doch ablenkend, zumal mir an der Petrioberschule eine kriegsdienstverpflichtete Zeichenlehrerin, die mit Vornamen Lilli hieß, wichtiger wurde, als ich im Winter zweiundvierzig, dreiundvierzig vor und nach Stalingrad begreifen konnte.

Erst als nach abermaligem Schulwechsel die Schüler meines Jahrgangs als Luftwaffenhelfer einberufen wurden und fortan eine schicke Uniform trugen, erhielt ich aus der Hand meiner ersten Liebe einen Brief als Feldpostbrief, zugestellt der Batterie Kaiserhafen, wo man mich als K sechs ausgebildet hat.

Weiß nicht mehr, was in Schönschrift geschrieben stand, doch war der frisch uniformierte Kanonier arrogant genug, eilfertig einige Rechtschreibefehler zu korrigieren und den nach Lehrerart mit roter Tinte benoteten Brief mit einem Begleitschreiben, womöglich poetischen Inhalts, zurückzuschicken.

Danach schwieg sich meine erste Liebe aus. Mit fünfzehn selber und noch lange danach fehlerhaft, ja bis heutzutage unsicher in Sachen Rechtschreibung, hatte ich etwas zerstört, das andeutungsweise faßbar zu werden begann und mehr versprach, als meinem nach Caravaggios Maß stets bereiten Glied genug sein konnte.

Leere danach. Genüßlich gepflegte Vereinsamung. Übrig blieb die mal verschlafene, dann wieder hellwache Begierde. Sie überdauerte meine Zeit als Luftwaffenhelfer, die sich, was das Barackenleben im öden Hafengelände weg von zu Hause betraf, im Roman »Hundejahre« niedergeschlagen hat: mit ganz anderen Geschichten und im Schülerjargon ganz anderer Jungs, die aber, wie damals ich, heilfroh waren, daß für ihresgleichen nicht nur der immer blöder werdende HJ-Dienst, sondern auch die Schule aus war.

Zwar spielt sich im Romangeflecht beiläufig auch Liebe als überschüssiger Wahnwitz ab, dennoch soll hier beteuert werden, daß jenes spillerige Mädchen namens Tulla Pokriefke, das während der Besuchszeit am Wochenende die Batterie Kaiserhafen und deren Mannschaft heimsuchte, nichts mit meiner ersten Liebe gemein hat.

Der Bernstein gibt vor, mehr zu erinnern, als uns lieb sein kann. Er konserviert, was längst verdaut, ausgeschieden sein sollte. In ihm hält sich alles, was er im weichen, noch flüssigen Zustand zu fassen bekam. Er widerlegt Ausflüchte. Er, der nichts vergißt und zutiefst verbuddelte Geheimnisse wie Frischobst zu Markte trägt, behauptet steinfest, es sei bereits der Zwölfjährige meines Namens,

damals noch fromm und, wenn nicht gott-, dann doch mariengläubig, beim Katechismusunterricht dem zöpfetragenden Mädchen lästig gefallen. Als Gleichaltrige habe uns ein Kaplan im Priesterhaus der Herz-Jesu-Kirche auf die erste Kommunion vorbereitet. Das Strafregister des Beichtspiegels – was sind läßliche Sünden, was sind schwere, was ist Todsünde – sei uns auswendig von den Lippen geperlt. An der Seite eines Bruders des Mädchens soll ich sogar aushilfsweise Meßdiener gewesen sein, mit Glöckchen und Weihrauchkessel, den Blick auf Tabernakel, Monstranz gerichtet.

Ja doch, noch heute sind mir die Stufengebete geläufig. Wie Mulligan zu Beginn des »Ulysses« flüstere ich beim Rasieren: »Introibo ad altare Dei...«.

Überdies soll ich mit dreizehn – und schon jenseits aller Wunder aus der katholischen Trickkiste – dennoch zur Kirche gegangen sein, nur um am Sonnabend nachmittags das Mädchen zu belauern: möglichst nah dem Beichtstuhl, eine Bank hinter den Zöpfen.

Sogar Beichtgeheimnisse plaudert das honiggelbe Stück petrifiziertes Harz aus: mein Mund habe dem altgedienten Priester die Zielvorstellungen jugendlicher Onanierpraxis so detailgenau ins Ohr gefädelt, daß dabei der Name des Mädchens als Hafen meiner Begierde von der Zunge gehüpft und preisgegeben worden sei. Daraufhin habe Hochwürden hinterm Beichtstuhlgitter gehüstelt.

Außerdem sei ich später, während noch das Beichtkind mit den Zöpfen seitlich des Beichtstuhls seine Sünden sortierte, raus aus der Kirchenbank und hin zum Marienaltar, um dort mit Vorsatz oder aus bloßem Mutwillen...

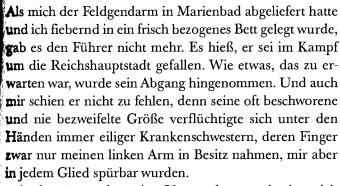
Nein, sage ich und lege das Stück mit der Mücke zu den anderen Stücken, die andere Einschlüsse – Fliege, Spinne, den winzigen Käfer - bewahren. Das war nicht ich. Das steht im Buch und ist nur dort wahr. Für diese Untat gibt es keine Beweise, denn noch kürzlich, als ich mich im Frühsommer des Jahres 2005 mit zehn von weither angereisten Übersetzern und meinem Lektor, Helmut Frielinghaus, in Gdańsk traf, weil man dort meinem Erstling neuerlich auf die Schliche kommen wollte, besuchten wir den einen und anderen Tatort des sprunghaft wechselvollen Romangeschehens, so auch die Herz-Jesu-Kirche, die den Krieg überstanden hat und in der, anstelle des wortgetreu überlieferten Marienaltars, die Kopie der Schwarzen Madonna von Wilna mit ihrem Strahlenkranz aus vergoldetem Blech Glanz verbreitet und fromme Polen anzieht. Gleich daneben, hinter Kerzen in einer Nische, sahen wir die Fotos des öffentlich verstorbenen Papstes und des jüngst gewählten deutscher Herkunft.

Und dort, am neugotischen Ort jugendlicher Frevelei, bat mich ein junger und hintersinnig lächelnder Priester, der auch nicht andeutungsweise Hochwürden Wiehnke glich, ihm ein Exemplar der polnischen Ausgabe des besagten Buches zu signieren, worauf der Autor, im Beisein der staunenden Übersetzer und seines Lektors, nicht zögerte, seinen Namen unter den Titel zu setzen; denn nicht ich habe dazumal am Marienaltar der Herz-Jesu-Kirche das Gießkännchen des Jesuknaben abgebrochen. Das war jemand anderen Willens. Jemand, der nie dem Bösen entsagt hat. Jemand, der nicht wachsen wollte...

Ich aber wuchs und wuchs. Schon mit sechzehn, als ich zum Arbeitsdienst kam, galt ich als ausgewachsen. Oder maß ich erst dann endgültig einen Meter und zweiundsiebzig Zentimeter, als ich Soldat wurde und nur mit Glück oder aus Zufall das Kriegsende überlebte?

Diese Frage kümmert weder Zwiebel noch Bernstein. Die wollen anderes auf den Punkt genau wissen. Was sonst noch verkapselt ist: schamvoll Verschlucktes, Heimlichkeiten in wechselnder Verkleidung. Was wie die Nissen der Läuse im Sackhaar nistet. Wortreich gemiedene Wörter. Gedankensplitter. Was wehtut. Immer noch...

Mit Gästen zu Tisch



Auch später, als meine Verwundung auskuriert, ich einer von Tausenden in weitläufigen Kriegsgefangenenlagern zuerst in der Oberpfalz, dann unter Bayerns Himmel war, litt ich nicht unter Entzug. Er war weg, als hätte es ihn nie gegeben, als wäre er nie ganz wirklich gewesen und dürfe vergessen werden, als könne man ganz gut ohne den Führer leben.

Auch verlor sich inmitten der Masse einzelner Toter sein verkündeter Heldentod und wurde zur Fußnote. Sogar Witze konnte man jetzt über ihn machen, über ihn und seine Geliebte, von der sich zuvor kein Schimmer gezeigt hatte, die nun aber für Gerüchte gut war. Faßlicher als seine wohin auch immer entrückte Gestalt war draußen der Flieder im Lazarettgarten, dem der beginnende Mai zu blühen befahl.

Fortan schien alles, was im Lazarett oder wenig später in Gefangenschaft geschah, aus dem Ticktack der Zeit gefal-



len zu sein. Wir atmeten in einer Luftblase. Und was sich soeben noch als Tatsache behauptet hatte, existierte nur ungefähr. Gewiß war einzig: mich hungerte.

Sobald meine Kinder und Kindeskinder von mir Genaues über das Kriegsende hören wollen – »Wie war das damals?« –, kommt selbstsicher die Antwort: »Seitdem ich hinter Stacheldraht saß, hatte ich Hunger.«

Doch eigentlich müßte ich sagen: Er, der Hunger, hatte mich wie ein leerstehendes Haus besetzt, als er innerhalb des Lagers, gleich ob in Baracken oder unter freiem Himmel, zum Platzhalter wurde.

Er nagte. Das sagt man dem Hunger nach, daß er nagen könne. Und der Junge, den ich mir als früh beschädigte Ausgabe meiner selbst vorzustellen versuche, war einer von Tausenden, denen das Nagetier zusetzte. Als Teil einer Teilmasse der nun abgerüsteten, doch schon seit langem unansehnlichen und gänzlich aus dem Tritt geratenen deutschen Armee gab ich ein jämmerliches Bild ab und hätte meiner Mutter, selbst wenn das möglich gewesen wäre, kein Foto ihres Jungen schicken mögen.

Mit Hilfe von Schablonen hatte man uns rückseits kalkweiße Jackenaufschriften gespritzt, die waschfest waren und deren abkürzende Buchstaben uns zu POW machten. Deren einzige Tätigkeit bestand vorerst darin, von früh bis spät und bis in den Traum hinein, wie es hieß, Kohldampf zu schieben.

Gewiß, mein Hunger war nicht abzustellen, ist aber ohne Gewicht im nachträglichen Vergleich mit dem verordneten Mangel in den Konzentrationslagern, den Massenlagern für russische Kriegsgefangene, der das Verhungern, den Hungertod von Hunderttausenden zur Folge gehabt hatte. Doch nur meinen Hunger kann ich in Worte fassen. Nur er ist mir wie eingeschrieben. Nur mich kann ich befragen: Wie machte er sich bemerkbar? Wie lange blieb er vorlaut?

Er trat auf der Stelle, ließ nichts anderes gelten und machte dabei ein Geräusch, das mir seitdem im Ohr nistet und unzulänglich Magenknurren genannt wird.

Das Gedächtnis beruft sich gerne auf Lücken. Was haften bleibt, tritt ungerufen, mit wechselnden Namen auf, liebt die Verkleidung. Auch gibt die Erinnerung oftmals nur vage und beliebig deutbare Auskunft. Sie siebt mal grob, mal feinmaschig. Gefühle, Gedankenkrümel fallen wortwörtlich durch.

Doch was außer kaubarem Füllsel suchte ich? Was, wenn schon kein Glaube mehr an den Endsieg, bewegte den Jungen meines Namens? Einzig der Mangel?

Und wie kann das dem seßhaften Hunger nachgesagte Nagen erinnert werden? Ist Magenleere ein nachträglich aufzufüllender Raum?

Wäre es nicht dringlicher, jetzt vor sattem Publikum von gegenwärtiger Not in afrikanischen Massenlagern zu reden oder wie in meinem Roman »Der Butt« allgemein vom Hunger zu berichten, »wie er schriftlich verbreitet wurde« und nicht weichen wollte, also endlos Hungergeschichten zu erzählen?

Wiederum drängt sich mein Ich vor, wenn auch nur ungenau datiert werden kann, ab wann mir wie nie zuvor, wie selten danach der Hunger zugesetzt hat: etwa ab Mitte Mai bis Anfang August?

Wem aber gilt diese Feststellung, die dem Zeitverlauf eine Kerbe schlägt?

Sobald ich, wie mittlerweile geübt, über alle Bedenken hinweg Ich sage, also meinen Zustand vor rund sechzig Jahren nachzuzeichnen versuche, ist mir mein damaliges Ich zwar nicht ganz und gar fremd, doch abhanden gekommen und entrückt wie ein entfernter Verwandter.

Fest steht, daß sich das erste Lager, das mich aufnahm, in der Oberpfalz nahe der tschechischen Grenze erstreckte. Sattsam ernährt, gehörten seine Bewacher der 3. US-Armee an: in ihrem laxen Gehabe kamen uns die Amis wie Außerirdische vor. Die Gefangenen mochten, mehr geschätzt als gezählt, um die zehntausend Mann sein.

In etwa entsprach das Lager dem Gelände des altgedienten Truppenübungsplatzes Grafenwöhr, den außerhalb des Stacheldrahtes bewaldete Gegend umgab. Sicher ist gleichfalls mein jugendliches Alter zur Zeit des nagenden Hungers und daß ich bis vor kurzem mit unterstem Dienstgrad als Panzerschütze einer Division angehören sollte, die unter dem Namen »Jörg von Frundsberg« nur als Legende Bestand gehabt hatte.

Gewogen bei einer lagerweiten Entlausungsaktion, bei der ich erste Bekanntschaft mit einem Pulver namens DDT machte, gab mein knochiges Gestell knappe fünfzig Kilo her, ein Untergewicht, das, so vermuteten wir, der Praxis des uns zugedachten Morgenthau-Plans entsprach.

Diese von einem amerikanischen Politiker ausgetüftelte und nach ihm benannte Bestrafung aller deutschen Kriegsgefangenen verlangte den Betroffenen haushälterischen Geiz ab: nach dem Zählappell war jede überflüssige Bewegung zu vermeiden, denn die auf achthundertfünfzig Kalorien beschränkte Tagesration errechnete sich aus nur einem Dreiviertelliter Graupensuppe, auf der vereinzelte Fettaugen schwammen, dem Viertel Kommißbrot, einer

winzigen Portion Margarine oder Schmierkäse oder einem Klacks Marmelade. Wasser gab es genug. Und an DDT wurde nie gespart.

Auch das Wort Kalorien war mir bis zur Erfahrung nagenden Hungers unbekannt gewesen. Erst der Mangel machte mich gelehrig. Und da ich wenig wußte, aber viel Falsches gespeichert hatte und mir nun in Schüben das Ausmaß meiner Dummheit bewußt wurde, werde ich mich saugfähig als Schwamm erwiesen haben.

Sobald mir, dem als Sammelbegriff für eine aussterbende Minderheit mittlerweile der Titel »Zeitzeuge« anhängt, aus journalistischer Routine Fragen nach dem Ende des Dritten Reiches gestellt werden, komme ich vorschnell auf das Lagerleben in der Oberpfalz und die allzu knapp bemessenen Kalorien zu sprechen, weil ich die bedingungslose Kapitulation des Großdeutschen Reiches oder den »Zusammenbruch«, wie bald gesagt wurde, zwar als Leichtverwundeter in der Lazarettstadt Marienbad erlebt hatte, dort aber eher beiläufig zur Kenntnis genommen oder in meinem Unverstand wie etwas Vorübergehendes, eine Gefechtspause registriert haben mag. Hinzu kam, daß dem der Kapitulation vorgesetzten Beiwort »bedingungslos« vorerst nichts Endgültiges abzuhören war.

In Marienbad wirkten das Frühlingswetter und die körperliche Nähe der Krankenschwestern vordringlich. Auf meine unerwachsene Wirrnis fixiert, sah ich mich eher besiegt als befreit. Frieden war ein leerer Begriff, das Wort Freiheit vorerst unhandlich. Allenfalls erleichterte mich das Schwinden der Angst vor Feldgendarmen und Bäumen, geeignet zum Hängen. Eine »Stunde null« jedoch,

die später als Zeitenwende und wie ein Freibrief im Handel war, wurde mir nicht geläutet.

Vielleicht wirkte der Ort des Geschehens – vormals ein altmodisches Heilbad –, weil in Maiengrün gebettet, zu einschläfernd, um den historischen Tag als ein Ende und Anfang bezifferndes Datum wahrzunehmen. Auch waren seit Tagen, wie im benachbarten Karlsbad die Russen, weiß- und schwarzhäutige Amerikaner in der Stadt; neugierig erlebten wir ihren Auftritt.

Lautlos kamen sie in Schnürschuhen auf Gummisohlen. Welch ein Gegensatz zu unseren lärmigen Kommißstiefeln. Wir staunten. Und mir mag das inständige Kaugummikauen der Sieger imponiert haben. Auch daß sie kaum einen Schritt zu Fuß, immer, sogar auf Kurzstrecken, lässig im Jeep unterwegs waren, kam mir wie ein Film vor, der in ferner Zukunft spielte.

Vor unserer als Hospital gekennzeichneten Villa stand ein GI auf Wache, das heißt, er stand nicht, hockte vielmehr auf den Hacken, streichelte seine Maschinenpistole und gab uns Rätsel auf: War er zu unserer Bewachung abkommandiert oder sollte er uns vor der tschechischen Bürgerwehr schützen, die nun, weil während so langer Zeit gedemütigt, auf Rache aus war? Mir, dem Besiegten, schenkte der Sieger, als ich mein Schulenglisch an ihm ausprobierte, ein Päckchen Kaugummi.

Was aber ging im Kopf des Siebzehnjährigen vor, der körperlich als ausgewachsen gelten mochte und in einer ehemaligen Pensionsvilla von finnischen Krankenschwestern gepflegt wurde?

Vorerst gibt er nichts preis, ist nur äußerlich da und liegt in einem Reihenbett. Schon darf er aufstehen und erste **Sch**ritte auf dem Korridor, vors Haus machen. Die Fleischwunde am rechten Oberschenkel ist so gut wie verheilt. **Se**in linker Arm, der sich infolge der Verwundung durch einen Granatsplitter von der Schulter abwärts bis in die **Ha**nd hinein versteift hat, muß Finger um Finger geknetet, bewegt, gebeugt werden.

Das war bald kuriert und vergessen. Geblieben ist der Geruch der finnischen Lottas, wie die Krankenschwestern genannt wurden: ein Gemisch aus Kernseife und Birkenhaarwasser.

Der Krieg hatte die jungen Frauen aus Kareliens Wäldern weit weg versetzt. Sie sprachen nicht viel, lächelten feinsinnig und gingen handfest mit mir um. Und wohl deshalb waren ihre praktischen Griffe eindrücklicher als die Wirkung der Nachricht von der bedingungslosen Kapitulation aller deutschen Armeeverbände auf den immer noch pickligen Jungen, der ich unter den heilenden Fingern der Lottas gewesen bin.

Doch sobald man den Zeitzeugen Jahrzehnte später, wann immer das bedeutsame Datum im Kalender stand, gefragt hat, wie er den »Tag der Befreiung« erlebt habe, schrieb die Frage die Antwort vor. Dennoch hätte ich, anstatt aus nachträglicher Einsicht wie ein Besserwisser zu reagieren – »Aller Zwang fiel von mir ab, auch wenn damals kaum zu ahnen war, was Freiheit uns, den Befreiten, bedeuten konnte...« –, umstandslos sagen sollen: ich war und blieb mein eigener Gefangener, weil ich von früh bis spät und bis in die Träume hinein hungrig nach Mädchen gierte, bestimmt auch am Tag der Befreiung. Jeder Gedanke lief auf das, nur auf das hinaus. Ich fingerte, wollte befingert werden.

Dieser andere Hunger, der immerhin rechtshändig für kurze Zeit zu stillen war, hielt länger als der nagende an.

Der nahm mich erst in Besitz, als nach den sättigenden und deshalb das Gedächtnis nicht beschwerenden Lazarettmahlzeiten – es wird Eintopf, Gulasch zu Nudeln und sonntags Hackbraten mit Zwiebelsoße zu Stampfkartoffeln gegeben haben – Morgenthaus Hungerrationen unseren umzäunten Alltag bestimmten.

Es kann aber auch sein, daß mir die fotogenaue Bilderfolge noch kürzlich hautnah gespürter Krankenschwestern oder das ersehnte Gesicht eines Schulmädchens mit Zöpfen auch im Lager als Votivtafeln dienten und so, stumm aber willig, den nagenden Hunger ein wenig beschwichtigt haben.

Jedenfalls fehlte mir dies und zugleich das. Meine Not war von doppelter Natur. Eine von beiden blieb immer wach. Und doch sehe ich mich rückblickend nicht ganz und gar der zwiefachen Pein ausgesetzt. Wie der einen, dank unscharfer Bildvorstellung, mit rechter Hand, dann als ausgeheilter Linkshänder beizukommen war, hatte ich, um der anderen Notlage abzuhelfen, einen Vorrat an Tauschware in Reserve. Der kam allerdings erst in den Handel, als wir aus der Oberpfalz für kurze Zeit nahe Bad Aibling in ein noch weiträumiger abgestecktes Massenlager unter offenem Himmel verlegt wurden, um dann erst, aufgeteilt in überschaubare Einheiten, umzäunte Barakken zu beziehen.

Dort kamen wir als Arbeitskolonnen in Kontakt mit unseren Bewachern. Wann immer deren Anweisungen laut wurden, gab ich mich als Dolmetscher aus, der überdies seinen kleinteiligen Schatz an Tauschware zu bieten hatte. So konnte mein dürftiges Schulenglisch abermals erprobt werden, auf daß, ganz im Sinn meiner Mutter, der ich einige Geschäftspraxis abgeguckt hatte, ihr Sohn mal um mal handelseinig werden konnte.

Was alles in einen leeren Brotbeutel paßt! Zu den diversen Tauschobjekten hatte mir in Marienbad jene herrschaftslose Frist von knapp zwei Tagen verholfen, die uns günstig wurde, als sich das deutsche Ordnungssystem verflüchtigt hatte, die Amerikaner noch nicht auf Gummischlen einmarschiert waren und die noch unzulänglich bewaffnete tschechische Bürgerwehr zögerte, diese Lücke besitz- und machtergreifend zu füllen.

Ein Freiraum tat sich für alle auf, die nicht mehr bettlägerig waren. Wir streunten in der Nachbarschaft, gierig nach Beute. An unsere Pensionsvilla und ihren Fliedergarten grenzte ein leicht zugängliches Grundstück, auf dem ein Gebäude stand, das mit Türmchen, Erker, Balkon und Terrasse gleichfalls einer Villa glich. In ihm hatte bis vor Stunden die Kreisleitung der örtlichen NSDAP ihren Sitz gehabt. Aber vielleicht war der bis ins Dachgeschoß verschachtelte Bau auch nur eine Zweigstelle der Parteiverwaltung gewesen. Jedenfalls stand er uns offen, nachdem der Kreisleiter und sonstige Bonzen geflohen waren. Es kann aber auch sein, daß er verschlossen stand und jemand mit der Brechstange hat nachhelfen müssen.

So oder so: alle gehfähigen Verwundeten, also auch ich, der mittlerweile wieder linkshändig zugreifen konnte, durchstöberten die Büroräume und Amtsstuben, das Sitzungszimmer, die Turmstube, in der Tauben nisteten, und schließlich den Keller, in dem sich ein Raum befand, den die Amtsleiter mit Sofas und Korbmöbeln für gemütliche Kameradschaftsabende eingerichtet hatten: Gruppenfotos uniformierter Parteigenossen hingen an den Wänden.

Ich will ein »Glaube und Schönheit«-Plakat gesehen haben, auf dem Mädels mit hüpfenden Brüsten turnten. Doch fehlte das obligate Führerbild. Weder Fahnen noch

Fähnchen. Kein Gegenstand von noch so geringem Wert war abzustauben. Leer gähnten alle Schränke. »Nichts Trinkbares«, fluchte ein Feldwebel, dessen fehlendes Ohr links sich im Sammelsurium meiner Erinnerungen verkapselt hat.

Endlich wurde ich im Obergeschoß fündig. In der untersten Schublade eines Schreibtisches, an dem irgendein Parteihengst seinen kriegsfernen Sitz gehabt haben mochte, fanden sich, in einer Zigarrenkiste gehäuft, an die fünfzig silbrig glänzende Anstecknadeln, deren Schmuckköpfe in getreuer Nachbildung rund gebuckelte Bunker darstellten. Was eine gestanzte Inschrift unterhalb der Miniaturbunker bestätigte: ich hatte Westwall-Andenken ergattert, beliebte Sammlerobjekte der Vorkriegszeit. Die richtigen Bunker kannte ich nur als Kinogänger.

Während meiner Kindheit war die Befestigung der Westgrenze des Reiches mit tief gestaffelten Panzersperren und Bunkern in jeder Größe fortlaufend Anlaß der Wochenschau für leicht flimmernde Bildberichte und forsche Kommentare bei rhythmisch antreibender Musik gewesen. Nun haftete meiner Beute etwas heroisch Vergebliches an.

Einst waren mit diesen Erinnerungsnadeln aus Neusilber besonders tüchtige Westwallarbeiter geehrt worden; nach achtunddreißig gehörten zu ihnen gewiß auch einheimische Sudetendeutsche, die sich freiwillig beim Bunkerbau nahe der französischen Grenze bewährt hatten. Mir sind noch immer Wochenschaubilder vor Augen: schaufelnde Männer, gestampfter Beton. Bis kurz vor Kriegsbeginn wurden rotierende Mischtrommeln mit Zement gefüttert.

Begeistert sahen wir Jungs das Bollwerk gegen den Erbfeind wachsen. Kilometerlange Panzersperren, die Teil einer leichtgehügelten Landschaft geworden waren, kamen uns unüberwindbar vor. Im Inneren der Bunker suchten wir durch Sehschlitze Ziele und sahen uns zukünftig, wenn nicht als U-Boot-, dann als heldenhafte Bunkerbesatzung.

Sechs Jahre später mögen mich die Anstecknadeln an meine Kindheitsträume und kindlichen Bunkerspiele erinnert haben, wie ich mich jetzt an meinen Fund, verborgen in einer Zigarettenkiste, erinnere, als lägen die Nadeln abzählbar vor mir.

Sonst fand sich in den Schubladen wenig bis nichts, aber immerhin konnte ich einige Bleistifte, zwei leere Oktavhefte, den schon gepriesenen Silberschatz und feinstes Schreibpapier, doch – wie gesucht – keinen Pelikan-Füllfederhalter einsacken. Nicht sicher ist, ob ein Radiergummi und ein Bleistiftanspitzer griffbereit lagen.

Andere fanden Teelöffel, Kuchengabeln, klaubten unnötiges Zeug, etwa Serviettenringe. Und einige nahmen Stempel und Stempelkissen mit, als wollten sie sich jetzt noch Dienst- oder Urlaubsreisen genehmigen.

Ach ja, drei beinerne Würfel und ein lederner Knobelbecher gehörten gleichfalls zu meiner Ausbeute. Fand sich Zeit für einen mir günstigen Wurf, zwei Sechser, ein Dreier oder gar Fünfer?

Mit diesen Würfeln habe ich später, als wir aus dem Lager Oberpfalz in das Großlager Bad Aibling unter freiem Himmel verlegt wurden, mit einem gleichaltrigen Jungen, nach dem ich mich schon im dunklen Kiefernwald gesehnt hatte und der nun tatsächlich Joseph hieß und druckreif bayerisches Hochdeutsch sprach, um die Wette geknobelt. Es regnete oft. Wir buddelten uns ein Erdloch. Bei Regen hockten wir unter einer Zeltplane, die ihm gehörte. Wir

redeten über Gott und die Welt. Wie ich war er Meßdiener gewesen, er ausdauernd, ich nur aushilfsweise. Er glaubte immer noch, mir war nichts heilig. Beide waren wir verlaust. Das kümmerte uns wenig. Auch er schrieb Gedichte, wollte jedoch ganz anders hoch hinaus. Aber das wird sich erst später und nach und nach zur Geschichte auswachsen. Vorerst sind die Westwallnadeln wichtig.

Den Tauschwert meines plötzlichen Reichtums habe ich anfangs nur ahnen können, doch dann, verlegt aus dem Großlager Bad Aibling in ein Arbeitslager, gelang es mir als abgezähltes Glied einer Kolonne, die halbstarke Buchen zu fällen hatte, mit Hilfe meines Schulenglisch – »This is a souvenir from the Siegfried Line« – drei der glänzenden Westwallnadeln mit Gewinn an den Mann zu bringen.

Unserem Wachposten, einem gutmütigen Farmerssohn aus Virginia, dem es an zu Hause vorzeigbarer Kriegsbeute fehlte, war eine einzige Nadel ein Päckchen Lucky Strike wert, für das ich, zurück im Lager, ein Kommißbrot einhandeln konnte. Das ergab für den Nichtraucher vier satte Tagesrationen.

Als ich von einem anderen Wachposten, unserem schwarzhäutigen Truckfahrer, mit dem der rosahäutige Farmerssohn aus Prinzip kein Wort wechselte, für zwei Nadeln von der Siegfried Line ein ziemlich klitschiges Maisbrot bekam, riet mir ein altgedienter Gefreiter, das Brot zu rösten. Er schnitt den Laib in Scheiben, halbierte diese und legte sie Stück neben Stück auf den Deckel des gußeisernen Kanonenofens, der auch im Sommer beheizt wurde, weil die Leute des Waldkommandos gegen Abend alles nur Findbare, etwa Brennesseln und Löwenzahn, zu Spinat kochten. Einige garten sogar Wurzeln.

Ein Unteroffizier, der, wie er sagte, als Besatzer herrliche Jahre in Frankreich verleben durfte, holte seine Zusatzkost, ein Dutzend zappliger Frösche, die er einem Waldtümpel abgefangen hatte, aus dem Brotbeutel, zerlegte sie lebend und kochte die Schenkel mit dem Spinat.

Die Baracken unseres Lagers, in denen der Länge nach zwei übergangslos verlaufende Holzpritschen die uns gewohnten Doppelstockbetten ersetzten, waren bis Kriegsende von Zwangsarbeitern belegt gewesen. An den Pfosten der Liegen und in Stützbalken fanden wir gekerbte Inschriften in kyrillischen Buchstaben. Einige Landser, die Smolensk und Kiew hin und zurück mitgemacht hatten, behaupteten: »Das waren bestimmt Ukrainer.«

Auch der Kanonenofen stammte aus der Zeit der Zwangsarbeiter. Unbedenklich sahen wir uns als deren Nachfolger, die gleichfalls Inschriften in Stützpfosten und Balken schnitzten: die Namen herbeigewünschter Mädchen und übliche Sauereien.

Mein geröstetes Maisbrot versteckte ich in einem Zeitungspapier aus letzten Kriegstagen, das fettgedruckte Durchhalteparolen überlieferte. Als Vorrat zwischen Strohsack und Holzliege sollte es meine Tagesration anreichern. So sparsam hielt ich meinen Hunger in Grenzen.

Als unsere Kolonne am folgenden Abend vom Holzfällen zurückkam, war vom Brot samt Verpackung kein Krümel mehr da. Der Gefreite, der mir beim Maisbrotrösten geholfen hatte und dem dafür ein Viertel des Brotes zustand, machte Meldung beim Barackenältesten, einem Feldwebel von herkömmlich befehlsgewaltiger Art.

Daraufhin wurden die Liegen und Strohsäcke, auf denen bestimmt schon die Ukrainer geschlafen hatten, desgleichen die Klamotten all derjenigen durchsucht, die, weil krankgeschrieben oder abgeordnet zum Stubendienst, nicht draußen auf Holzfällerkommando oder als Trümmerräumer tätig gewesen waren.

Bei einem Oberleutnant der Luftwaffe – im Lager mischten sich einfache Dienstgrade mit Offizieren bis hin zum Hauptmann –, der sich bis dahin unbeirrt zackig gegeben hatte, wurden die Reste des Röstbrotes samt Zeitungspapier unter dessen Strohsack gefunden.

Sein Vergehen hieß nach ungeschriebenem Gesetz Kameradendiebstahl. Schlimmeres gab es nicht. Ein Delikt, das nach Strafe schrie und schnellem Vollzug. Obgleich als Bestohlener betroffen und als Augenzeuge dabei, kann oder will ich mich nicht erinnern, ob meine Hand nach der Verurteilung des Oberleutnants durch ein ordentlich gewähltes Barackengericht beteiligt gewesen ist, als die Strafe verkündet und dann durch Prügel mit Wehrmachtskoppeln auf den nackten Arsch vollzogen wurde.

Zwar meine ich noch immer die Striemen auf platzender Haut zu sehen, aber das könnte ein nachträglich gepinseltes Bild sein, weil Erlebnisse dieser Art, sobald sie sich zu Geschichten mausern, nun mal auf Eigenleben bestehen und gern mit Einzelheiten prahlen.

Jedenfalls wurde der Dieb, gesteigert durch die Wut der Landser auf jeden, der Offizier gewesen war, übermäßig verprügelt. Der im Krieg gestaute Haß entlud sich bei gegebenem Anlaß. Und mir, der ich bis vor kurzem nur Gehorsam gekannt hatte und seit HJ-Zeiten auf unbedingten Gehorsam gedrillt worden war, ging der letzte Respekt vor Offizieren der Großdeutschen Wehrmacht flöten.

Wenig später wurde der »Luftwaffenheini«, den man gegen Kriegsende als »Hermann-Göring-Spende« zur Infanterie versetzt hatte, in eine andere Baracke verlegt. Das geröstete Maisbrot schmeckte nicht übel, leicht süßlich, bißchen wie Zwieback. Wiederholt verhalfen mir meine Westwallnadeln zu Röstbrot, das ich in Pilzsuppen tunkte. In einem niedrigstämmigen Nadelwald hatte ich Pfifferlinge gefunden und brachte, weil seit der Kindheit mit Pilzen und kaschubischen Pilzgerichten vertraut, sogar ein Gericht Blutreizker und später Flaschenboviste in die Baracke. Wie die Pfifferlinge briet ich sie mit einem Klacks Margarine der Tageszuteilung auf dem Kanonenofen. Auch fand ich Geschmack an Brennesselspinat. Meine ersten selbstgekochten Gerichte. Der Gefreite spendete Salz und aß mit mir von den Pilzen.

Seitdem koche ich gerne für Gäste. Für solche, die mir jeweils die Gegenwart ins Haus bringt, doch auch für ausgedachte oder aus der Geschichte herbeizitierte: so hatte ich kürzlich Michel de Montaigne, den jungen Heinrich von Navarra und als Biografen des späteren Henri Quatre von Frankreich den älteren der Mannbrüder als Gäste zu Tisch – eine nur kleine, aber mitteilsame Herrenrunde, die sich in Zitaten gefiel.

Wir sprachen über Nieren- und Gallensteine, das Gemetzel der Bartholomäusnacht, den anderen Bruder aus hanseatischem Haus, wiederum über die anhaltende Not der Hugenotten und vergleichsweise über Bordeaux und Lübeck. Beiläufig verlästerten wir Juristen als Landplage, verglichen harten mit weichem Stuhlgang, beschworen dann das sonntägliche Huhn im Topf eines jeden Franzosen und stritten, während sich nach der Fischsuppe meine Gäste an einem Gericht Blutreizker zu paniertem Kalbsbries erfreuten, über das Elend der Aufklärung nach soviel Fortschritt. Auch war uns die noch immer nicht ver-

jährte Frage, ob Paris eine Messe wert gewesen sei, wichtig. Und sobald ich als Zugabe zur Käseplatte den jüngsten Ertrag unseres Behlendorfer Walnußbaums servierte, wurde streitbar heiter der Calvinismus als Nährmutter des Kapitalismus verhandelt.

Der spätere König lachte. Montaigne zitierte Livius oder Plutarch. Der ältere der Mannbrüder verspottete seines jüngeren Bruders strapazierfähige Leitmotive. Ich lobte die Kunst des Zitierens.

Mein erster Gast jedoch, der langgediente Gefreite, dem ich die Pfifferlinge tischte, erzählte mir von Tempelruinen auf griechischen Inseln, von der Schönheit norwegischer Fjorde, den Weinkellern französischer Schlösser, den höchsten Bergen im Kaukasus, von seinen Dienstreisen nach Brüssel, wo man, so schwärmte er, die besten Pommes frites essen könne. Er kannte halb Europa, so lang steckte er schon in Uniform, so kampferprobt weitgereist gab er sich, so grenzüberschreitend. Nachdem die Teller leer waren, sang er für seinen Gastgeber »In einem Polenstädtchen...«

Wie mir die Heeresberichte des Oberkommandos der Wehrmacht zu erweiterten Geografiekenntnissen verholfen hatten, so hatte der Kriegsverlauf meinem Gast, dem Gefreiten, jene plaudrige Weltläufigkeit eingegeben, die uns heute, während anhaltender Friedenszeit, von manisch fotografierenden Touristen bei Diaabenden geboten wird. Er sagte dann auch: »Da will ich mit meiner Erna wieder mal überall hin, später, wenn sich der Pulverdampf gelegt hat.«

Zwar haben mich das Pilzgericht und der Brennesselspinat zum Koch und Gastgeber gemacht, doch die Voraussetzungen für meine bis heutzutage anhaltende Lust,

dieses mit jenem in einem Topf zu garen, das eine mit anderem zu füllen, mit Zutaten den besonderen Geschmack zu fördern und mir beim Kochen lebende und tote Gäste zu imaginieren, kündigte sich schon in der Frühzeit des nagenden Hungers an, als der auskurierte Verwundete den pflegenden Händen der Krankenschwestern entrissen wurde und von der Kur in Marienbad direkt in das Hungerlager in der Oberpfalz kam.

Zwischen zehn- und mehrtausend Kriegsgefangenen lernte ich nach siebzehn Jahren regelmäßiger Sättigung – nur selten wurde es knapp – den Hunger, weil er das erste und letzte Wort hatte, als anhaltend nagende Pein zu erleiden und zugleich als Quelle immerfort sprudelnder Inspiration zu nutzen; bei gesteigerter Einbildungskraft magerte ich sichtlich ab.

Zwar verhungerte nicht ein einziger der Zehntausend, doch verhalf uns der Mangel zu asketischem Aussehen. Selbst wer nicht dazu neigte, sah sich vergeistigt. Dieser spirituelle Anschein muß auch mir gut zu Gesicht gestanden haben: aus vergrößerten Augen nahm ich mehr auf als da war und hörte Chöre, die übersinnlich jubelten. Und weil uns der Hunger die Spruchweisheit »Der Mensch lebt nicht vom Brot allein« in dieser und jener Betonung, mal als zynische Lagerparole, mal als tröstenden Allgemeinplatz nahebrachte, steigerte sich bei vielen das Verlangen nach geistiger Kost.

Etwas tat sich im Lager. Allerorts Aktivitäten, die den kollektiven, bis gestern noch drückenden Stumpfsinn aufhoben. Kein jammervolles Umherschleichen, kein Durchhängen mehr. Die Besiegten rafften sich auf. Mehr noch: unsere totale Niederlage setzte Kräfte frei, die sich während des andauernden Krieges eingekellert hatten und

nun zum Zuge kamen, als gelte es, doch noch – wenn auch auf anderem Feld – zu siegen.

Die Besatzungsmacht duldete dieses den Deutschen wie angeborene Organisationstalent als emsig betriebenen Beweis einer besonderen Begabung.

Wir organisierten uns in Gruppen und Grüppchen, die lagerweit ein Aufgabenfeld beackerten, das der Allgemeinbildung, dem Kunstgenuß, der philosophischen Erkenntnis und Wiederbelebung des Glaubens sowie dem praktischen Wissen fruchtbar werden sollte. Das alles verlief nach Stundenplan, gründlich und pünktlich zugleich.

In Kursen konnte man Altgriechisch, Latein, aber auch Esperanto lernen. Arbeitskreise widmeten sich der Algebra und höheren Mathematik. Von Aristoteles über Spinoza bis hin zu Heidegger reichte der Spielraum für verstiegene Spekulationen und bohrenden Tiefsinn.

Bei alldem kam die berufliche Fortbildung nicht zu kurz: zukünftige Prokuristen wurden mit der doppelten Buchführung, Brückenbauer mit statischen Problemen, Juristen mit Winkelzügen, die Ökonomen von morgen mit den profitorientierten Gesetzen der Marktwirtschaft und den Tips zukunftsgewisser Börsenspekulanten vertraut gemacht. All das geschah im Hinblick auf den Frieden und dessen zu erahnende Spielräume.

Andererseits betrieb man in Zirkeln Bibelkunde. Sogar die Einführung in den Buddhismus fand Zulauf. Und weil eine Vielzahl handlicher Musikinstrumente die verlustreichen Rückzüge der letzten Kriegsjahre überdauert hatte, versammelte sich täglich ein Mundharmonikaorchester, übte fleißig in frischer Luft und trat vor Publikum auf, sogar in Gegenwart amerikanischer Offiziere und aus Übersee angereister Journalisten. Die Internationale aller

Soldaten, »Lili Marleen«, gängige Schlager, aber auch **ko**nzertreife Stücke wie »Petersburger Schlittenfahrt« und **die** »Ungarische Rhapsodie« fanden Beifall.

Zudem gab es Singkreise und bald einen A-cappella-Chor, der an Sonntagen ein Häuflein versammelter Musikliebhaber mit Motetten und Madrigalen beglückte.

So viel und sicher noch mehr wurde uns ganztägig geboten. Wir hatten ja Zeit. Im Massenlager Oberpfalz gab es keine Angebote für außerhalb tätige Arbeitskolonnen. Nicht einmal Trümmerräumen im nahen Nürnberg war uns erlaubt. Nur innerhalb der bewachten Umzäunung durfte in Zelten, Kasernengebäuden und großräumigen Pferdeställen – das Lager muß einst Garnisonsstandort eines Kavallerieregimentes gewesen sein – tapfer gelernt werden, gegen den Hunger und dessen inständiges Nagen anzukämpfen.

Nur wenige machten nicht mit. Lamentierend gefielen sie sich als Besiegte und weinten verlorenen Schlachten nach. Einige glaubten sogar, im Verlauf von Sandkastenspielen nachträglich Siege – etwa bei der Kursker Panzerschlacht oder in und um Stalingrad – erringen zu können. Viele jedoch belegten mehrere Lehrgänge, etwa vormittags Stenographie und am Nachmittag mittelhochdeutsche Dichtung.

Und was machte mich zum Schüler? Da ich ab meinem fünfzehnten Lebensjahr, also seitdem mir die kleidsame Uniform der Luftwaffenhelfer angepaßt saß, der Schule und ihren Zensuren entlaufen war, hätte ich mich vernünftigerweise für Mathematik und Latein, meine Mangelhaftfächer, entscheiden sollen und, vorhandene Kunstkenntnisse ergänzend, für eine Vortragsreihe zum Thema »Die frühgotischen Stifterskulpturen im Naum-

burger Dom«. Auch hätte mir eine Therapierunde behilflich werden können, die sich um die im Lager verbreiteten »Verhaltensstörungen während der Pubertät« kümmerte. Aber der Hunger trieb mich in einen Kochkurs.

Diese Verlockung fand sich zwischen anderen Angeboten auf dem Schwarzen Brett angeschlagen, das vorm Kasernengebäude der Lagerverwaltung seinen Platz hatte. Sogar ein Strichmännchengesicht mit Kochmütze warb auf dem Zettel. In der ehemaligen Veterinärstation des Kavallerieregimentes sollte der aberwitzigste aller Lehrgänge täglich zwei Doppelstunden beanspruchen. Schreibpapier sei mitzubringen.

Wie gut, daß ich mich in Marienbad, als mir die silbrigen Westwallnadeln als zukünftige Tauschobjekte zugutekamen, nicht nur zusätzlich mit dem Knobelbecher und den beinernen Würfeln, sondern auch mit einem Stoß DIN-A4-großen Bögen, zwei Oktavheften, Bleistiften samt Anspitzer und Radiergummi bereichert hatte.

Wenn mir seitdem die Erinnerung in diese und jene Richtung löcherig geworden ist und ich zum Beispiel nicht weiß, ob mein Jünglingsflaum bereits zur Zeit des Lagerlebens rasiert werden mußte, und überhaupt ungewiß bin, ab wann mir der Pinsel und ein eigener Rasierapparat zur Hand waren, muß ich dennoch nach keinem meiner Hilfsmittel greifen, um den nahezu leeren Raum der ehemaligen Veterinärstation vor mir zu sehen. Er ist mannshoch weiß gekachelt. Den oberen Rand begrenzt ein blau glasiertes Bord. Gleichfalls bestätige ich mir die schwarze Schultafel der breiten Fensterfront gegenüber, kann allerdings nichts über die Herkunft des pädagogischen Möbels sagen. Wahrscheinlich hat die Tafel schon bei der Unter-

weisung zukünftiger Armeeveterinäre ihren Nutzen beweisen müssen, als es um die Beschaffenheit des Pferdes, dessen Verdauungstrakt, um Sprunggelenke, das Herz, das Gebiß und die Hufe, nicht zuletzt um die Krankheiten des beim Reit- und Spanndienst nützlichen Vierbeiners ging. Wie wird eine Kolik behandelt? Wann schlafen Pferde?

Auch bin ich mir nicht sicher, ob der von mir so zweifelsfrei erinnerte Unterrichtsraum nach der Doppelstunde Kochkurs für Anfänger« ungenutzt geblieben ist, oder ob zwischen seinen Wänden anderes Wissen mit Hilfe der abwaschbaren Schultafel, etwa das Altgriechische oder die Gesetze der Statik, unterrichtet wurden. Womöglich hat man dort erste Gewinnspannen des späteren Wirtschaftswunders als Profitmaximierung errechnet und – der Zeit weit voraus – Fusionen im Montanbereich oder, was heutzutage gängige Praxis ist, »feindliche Übernahmen« geübt. Doch möglicherweise diente der Vielzweckraum auch Gottesdiensten dieser und jener Konfession. Die hohen Spitzbogenfenster gaben dem leicht hallenden Geviert, das nicht nach Pferd, eher nach Lysol roch, etwas Sakrales.

Jedenfalls lädt der Ort des Geschehens immer wieder zu Inszenierungen ein, deren Handlungsabläufe sich in Verästelungen verlieren; an abrufbarem Personal hat es mir nie gefehlt. So wurde diese Geschichte schon einmal, und zwar gegen Ende der sechziger Jahre, in dem Roman »örtlich betäubt« von einem Studienrat namens Starusch mehr unzulänglich abgehandelt als schlüssig erzählt, indem er den »Kochkurs für Anfänger« ins Großlager Bad Aibling, also unter Oberbayerns freien Himmel verlegte und auf die Schultafel verzichtete.

Doch meine Version ist geeignet, diese allzu fiktive Abhandlung, in der als Meisterkoch gesichtslos ein Herr Brühsam auftritt, mit glaubhaften Tatsachen zu widerlegen; schließlich bin ich es gewesen, den der Hunger in einen abstrakten Kochkurs getrieben hat.

Eindeutig und gegen niemanden auszutauschen sehe ich ihn, den Meister, vor der Schultafel stehen, auch wenn mir sein Name entfallen ist. Eine hager hochwüchsige, ins übliche Militärzeug gekleidete Apostelgestalt mittleren Alters, die von ihren Schülern Chef genannt werden wollte. Auf ganz unsoldatische Art verlangte der kraushaarige Graukopf Respekt. Seine Augenbrauen waren so lang, daß man sie hätte kämmen mögen.

Gleich anfangs setzte er uns über seine Laufbahn in Kenntnis. Von Bukarest über Sofia und Budapest sei er als gefragter Chefkoch bis nach Wien gekommen. Beiläufig fielen die Namen von Grandhotels anderer Städte. In Zagreb oder Szegedin will er Leibkoch eines kroatischen oder ungarischen Grafen gewesen sein. Sogar Wiens Hotel Sacher hat er als Ausweis seiner kochkünstlerischen Karriere genannt. Hingegen bin ich nicht sicher, ob er im Speisewagen des legendären Orientexpress illustre Fahrgäste bekocht hat und so zum Zeugen feingesponnener Intrigen und komplizierter Mordfälle wurde, die selbst für literarisch beglaubigte Detektive nur mit ausgeklügeltem Spürsinn zu lösen waren.

Jedenfalls war unser Meister als Chefkoch ausschließlich im Südosten Europas, mithin in jener Vielvölkergegend tätig, in der sich nicht nur die Küchen messerscharf voneinander abgrenzen und dennoch vermischen.

Wenn man seinen Andeutungen trauen durfte, kam er aus dem entlegenen Bessarabien, war also, wie damals gesagt wurde, ein Beutedeutscher, der, wie auch die Deutschstämmigen aus den baltischen Staaten, infolge des Paktes zwischen Hitler und Stalin »heim ins Reich« geholt wurde. Doch was wußte ich schon aus der Dummheit meiner grünen Jahre von den bis heute nachwirkenden Folgen des Hitlerstalinpaktes? Nichts, nur die abschätzige Klassifizierung »Beutedeutscher« war mir geläufig.

Bald nach Kriegsbeginn waren, was jedermann, also auch ich wußte, im Hinterland meiner Geburtsstadt, soweit die Kaschubei reichte und bis in die Tucheler Heide hinein, polnische Bauernfamilien von ihren Höfen vertrieben und an ihrer Stelle baltische Beutedeutsche angesiedelt worden. Deren breitgewalzter Zungenschlag ließ sich, weil dem heimischen Platt ähnlich, leicht nachahmen, zumal ich im Conradinum, wenn auch für kurze Zeit nur, mit einem Jungen aus Riga die Schulbank gedrückt hatte.

Aber das besondere »Deitsch« unseres, wie er sagte, »zu Kanonier von Gulaschkanone« degradierten Chefkochs, dessen militärische Laufbahn beim Gefreiten ihr Ende gefunden hatte, war meinem Ohr fremd. Er sagte »bisserl« statt bißchen. Weißkohl nannte er »Kapuster« und nuschelte ähnlich wie der beliebte Filmschauspieler Hans Moser, sobald er erklärend vor der Schultafel stand und zudem beredt mit den Händen fuchtelte.

Nun hätte man annehmen können, daß er uns ausgehungerte Schüler gleich einem sadistischen Quälgeist mit exquisiten Gerichten, etwa Tafelspitz zu Meerrettichsahne, Hechtklößchen, Schaschlikspießen, getrüffeltem Wildreis und glasierter Fasanenbrust zu Weinkraut traktiert hätte, aber er kam uns anders, bieder mit Hausmannskost. Derbe Gaumenfreuden beschwor er am Rande seiner grundsätzlichen Exkursionen, die jeweils einen schlachtreifen Gegenstand zum Mittelpunkt hatten.

Wir Hungerleider schrieben mit. Vollgekritzelte Seiten. Man nehme... Man füge hinzu... Man lasse das Ganze zweieinhalb Stunden lang...

Ach, wäre mir doch aus meiner Marienbader Erbschaft zumindest eines der beiden Oktavhefte nicht verlorengegangen. So sind von all den wortreich erteilten Doppelstunden inmitten der Kursteilnehmer, zu denen junge Bengels wie ich, aber auch betagte Familienväter zählten, nur zwei oder drei haftengeblieben, diese allerdings bis ins verwurstete und schmalztriefende Detail.

Er war ein Meister der Beschwörung. Mit einer Hand nur zwang er gemästete Träume auf die Schlachtbank und unters Messer. Dem Nichts gewann er Geschmack ab. Luft rührte er zu sämigen Suppen. Mit drei genäselten Wörtern erweichte er Steine. Würde ich heutigentags meine mit mir alt gewordenen Kritiker versammeln und um ihn, den Ehrengast, zu Tisch bitten, könnte er ihnen die Wunderwirkung freihändiger Imagination, also das Zaubern auf weißem Papier erläutern; aber unheilbar wüßten sie wiederum alles besser, würden lustlos meine Kichererbsen samt mitgekochten Hammelrippchen löffeln und hätten eilfertig ihr dürftiges Rüstzeug, den literarischen Cholesterinspiegel zur Hand.

»Heut, bittscheen, nehmen wir Schwain durch«, sagte der Meister einleitend und umriß auf der Schultafel mit knirschender Kreide und sicherem Strich die Konturen einer ausgewachsenen Sau. Dann zerteilte er das auf schwarzer Fläche dominierende Borstenvieh in benennbare Teile, die römisch beziffert wurden. »Nummer eins is Ringelschwänzchen und kennt uns schmecken gekocht in geweenliche Suppe von Linsen…«

Dazu numerierte er die Läufe der Sau von den Pfoten bis hoch zum Kniebein, gleichfalls zum Mitkochen geeignet. Dann kam er vom Eisbein der Vorderläufe zu den Schinken der Hinterbeine. So ging es weiter vom Nackenstück übers Filet bis hin zu den Koteletts und dem Bauchfleisch.

Zwischendurch hörten wir unumstößliche Weisheiten: »Nacken is saftiger wie Kotelett vom Schwain...«

In Brotteig gehüllt, sollte das Filet in die Backröhre geschoben werden. Und weitere Anweisungen, denen ich heute noch folge.

Uns, denen täglich nur ein Kellenschlag wäßrige Kohloder Graupensuppe zustand, riet er, des Schweinebratens Fettmantel mit scharfem Messer der Länge, der Breite nach zu kerben. »No, das gibt Krustchen kestlich!«

Dann nahm er uns prüfend ins Auge, ließ den Blick schweifen, sparte keinen, auch mich nicht, aus und sagte: »Waiß ich doch Herrschaften, bittscheen, daß uns nu leift Wasser im Mund zusammen«, um nach bemessener Pause, in der jeder sich und die anderen schlucken hörte, aus Mitleid und Kenntnis unserer gemeinsamen Not zu verkünden: »Reden wir nich mehr von Fettigkait, reden wir nu, wie Schwain wird abgestochen.«

Wenn mir auch die Oktavhefte verlustig gegangen sind, hilft doch die Zwiebel Erinnerung, des Meisters gestanzte Merksätze wortgetreu zu zitieren. Im Rückblick sehe ich, wie er pantomimisch handgreiflich wird, denn bei der Demonstration des Schlachtens ging es vordringlich darum, »dem Schwain sain Blut« warm aufzufangen und unablässig in einem Trog zu rühren, damit es nicht klumpig gerinne. »Riehren mißt ihr, immerzu riehren!«

Folglich saßen wir auf Schemeln, Kisten, auf dem gefliesten Boden und rührten in imaginierten Trögen linksrum, rechtsrum, dann kreuzweise das aus einer vorstellbaren Stichwunde schießende dampfende, dann nur noch tropfende Schweineblut. Wir glaubten, die immer matter quiekende Sau zu hören, die Wärme des Blutes zu spüren, den Blutgeruch einzuatmen.

Sobald ich in späteren Jahren zu Schlachtfesten geladen wurde, enttäuschte mich jedesmal die Realität, weil sie den Beschwörungen des Meisters nachhinkte, bloßes Abschlachten war, nur seiner Worte verhauchter Nachhall.

Alsdann lernten wir das gerührte Blut mit Hafergrütze, würzendem Majoran zu verkochen und den dickflüssigen Brei in den gereinigten Schweinedarm zu pressen, auf daß er zu Würsten abgebunden wurde. Zum Schluß riet uns der Chef, nach südosteuropäischem Maß, »bittscheen, auf finf Liter Blut draissig Deka Rosinen« der Wurstfüllung beizumengen.

So eindringlich ist mein Geschmack in Richtung Zukunft geködert worden, daß ich mein Lebtag lang grützige Darmfüllungen mit Heißhunger zu Stampfkartoffeln und Sauerkraut gegessen habe. Nicht nur, weil sie billig sind und ich in den fünfziger Jahren knapp bei Kasse gewesen bin, auch heute noch schmecken mir in Berlins unvermeidlicher Paris-Bar die französischen Boudins. Das norddeutsche Blutgericht Schwarzsauer, verdickt mit geschnetzelten Schweinenieren, gehört zu meinen Lieblingsgerichten. Und habe ich Gäste geladen – wechselnde Skatbrüder aus wechselnder Zeit –, kommt grobe Kost auf den Tisch.

Ach, welche Lust, wenn nach einer Bockrunde die gebratenen oder gedünsteten Würste dampfen, die stramm abgebundene Darmhaut platzt oder angeschnitten ihr Inneres freigibt: Rosinen und Grütze, vermengt mit klum-

pig gestocktem Blut. So langwährend hat jener bessarabische Chefkoch im oberpfälzischen Massenlager meinen Gaumen belehrt.

*Aber bittscheen, Herrschaften«, sagte er, »noch is Meglichkait von Schwain nich fertig.«

Wie einst die biblische Salome mit langem Finger auf das Haupt des Täufers, so wies er auf den mit Kreide umrissenen Schweinekopf, den er zuvor wie die Schinken, den Nacken und das Ringelschwänzchen auf der Schultafel numeriert hatte: »Nu machen wir kestlichen Schwainekopfsulz, doch, bittscheen, ohne Gelatine aus Fabrik...«

Dem folgte ein weiterer Lehrsatz. Die Sülze – bei ihm hieß sie Sulz – müsse, gewonnen aus der Fettbacke, der Rüsselschnauze und dem lappigen Ohr, ganz aus sich gelieren. Worauf er den Kochvorgang des halbierten Schweinekopfes zelebrierte, der in geräumigem Topf und bedeckt von Salzwasser auf kleiner Flamme zwei satte Stunden lang zu köcheln hatte, wobei Nelken- und Lorbeerblätter sowie eine ungeteilte Zwiebel ersten Geschmack geben sollten.

Als ich gegen Ende der sechziger Jahre, also während protestgeladener Zeit, in der Zorn, Ärger, Wut billig als Schlagzeilen und Würzkraut zu haben waren, ein langes Gedicht unter dem Titel »Die Schweinekopfsülze« schrieb, ließ ich zwar herkömmliches Gewürz mitkochen, gab aber immer wieder eine »Messerspitze gerinnende, eingedickte, restliche Wut« hinzu und sparte nicht an Zorn und Ärger, die in Zeiten der Ohnmacht gegenüber gewalttätigen Mächten ins Kraut schossen und so den später »Achtundsechziger« genannten Revolutionären zu zornesroten Spruchbändern verhalfen.

Beim Entbeinen der Kopfhälfte jedoch folgte der Schüler dem Meister. Mit beiden Händen in unbewegter Luft zeigte er uns, wie nach dem Garen das erkaltete Fleisch, das Fett vom Gebein, die Schnauze vom Knorpel zu lösen, die Gallerte von dem besonders gelierfähigen Ohrlappen und der Haut zu schaben seien, denn nie fuchtelte er ziellos. Er hantierte mit der imaginierten Kinnlade, löffelte das geronnene Hirn aus der Hirnschale, entleerte die Augenhöhle, wies uns die von der Gurgel gelöste Zunge vor, hob die vom Fettmantel befreite Schweinebacke einen ordentlichen Batzen - und begann, während er die gesamte Ausbeute flink zu Würfeln schnitt, alles aufzuzählen, was neben einem mitgekochten mageren Stück Brust oder Nacken in den immer noch köchelnden Sud gehörte: feingehackte Lauchzwiebeln, saure Gürkchen in Scheiben, Senfkörner, Kapern, geraspelte Zitronenschale, grob gestoßene Schwarzpfefferkörner.

Und nachdem er grüne und rote Paprika – »aber nich von scharfe Sorte« – geschnipselt hatte und sobald alles, das gewürfelte Fleisch und die gehäufelten Zutaten, noch einmal aufgekocht war, gab er zum Schluß feierlich, als gieße er Weihwasser aus dem Phantom einer Korbflasche, Essig in den randvollen Topf, nicht zu knapp, weil, wie man ja wisse, Essig kalt im Geschmack nachgebe. »Nu, bittscheen, schöpfen wir alles in irdene Schissel, stellen an kiehlen Ort und warten und warten mit bisserl Geduld, haben wir ja genug von.«

Eine gedehnte Pause lang, in der unser Wunschbild von Schweinekopfsülze aus sich und ohne fremde Zutat gelieren mochte und draußen, außerhalb der ehemaligen Veterinärstation, bei anhaltendem Frühlingswetter lateinische Vokabeln und in weiteren Kursen mathematische Formeln gebüffelt wurden, fixierte er jeden der Zuschauer, die Opfer seiner Zauberei.

Damit kein Unglaube aufkam, blinzelte er ein wenig, als erwache nun auch der Meister aus kaloriereichem Traum, und sagte, nein, nuschelte im Tonfall des schon genannten Filmschauspielers: »Is fertig nu. Wackelt nich mehr in Schissel. Is, bittscheen, schnittfest für Herrschaften gebeten zu Tisch.«

Nach abermaliger Pause und wiederholtem Blinzeln schien er die Zukunft auf der Zunge zu haben: »Wird später schmecken zu Frihstick schon, wenn alles is besser und genug Schwain zu kaufen wird da sain.«

Von alldem, was verlorengegangen ist, schmerzt der Verlust der Oktavhefte besonders. Aus ihnen zu zitieren, würde mich glaubwürdiger machen.

Oder habe ich etwa nicht mitgeschrieben, während der Meister das Köcheln, Entbeinen, Lösen und Würfeln des Fleisches, das Häufeln der Zutaten, zudem den feierlichen Essigguß wie eine heilige Handlung vollzog?

Ist mir mein Schreibpapier aus dem Marienbader Vorrat, auf dessen Bögen ich sonst nur Mädchenfleisch abtastende Gedichte gekritzelt und die zerknautschten Gesichter langgedienter Landser gezeichnet hatte, zu kostbar für die Niederschrift profaner Kochrezepte gewesen?

Auf diese Fragen kommt schnurstracks Antwort: auf welch verlorenem Papier auch immer, mit und ohne Radiergummispuren, rückgewandt sehe ich mich mit fliegendem Bleistift tätig. Und schlucken höre ich mich, reich an Speichel, wie die anderen Eleven des Kochkurses geschluckt haben mögen, um das Dauergeräusch des inwendigen Nagetiers zu übertönen.

Deshalb sind mir die Lektionen des Meisters wie eingeschrieben, so daß ich später oder, wie der bessarabische Chefkoch aus zukunftsgewisser Vorausschau sagte, als »genug Schwain« zu kaufen war, nicht nur das die Schweinekopfsülze feiernde Gedicht zu Papier gebracht habe, sondern auch meine Gäste – lebende und aus Vorzeiten herbeizitierte – mit randvoll geliertem Topf zu erfreuen verstand. Dabei habe ich selten versäumt, der jeweiligen Tischrunde – einmal waren, neben den Herausgebern der volkstümlichen Sammlung »Des Knaben Wunderhorn«, die Brüder Grimm und der Maler Runge eingeladen – von jenem abstrakten, doch den Hunger übertönenden Kochkurs in dieser und jener Variante zu erzählen.

Es gefiel mir, die Herkunft des Chefkochs zu variieren: mal kam er aus dem ungarischen Banat, dann war Czernowitz seine Geburtsstadt, wo er dem jungen Dichter Paul Celan, der damals noch Antschel hieß, begegnet sein wollte. Und nach der Bukowina durfte abermals Bessarabien die Gegend gewesen sein, in der seine Wiege gestanden hatte. So weit verstreut lebten die Beutedeutschen, bis sie, infolge des Hitlerstalinpaktes, heimgeholt wurden.

Mal gab es Bratkartoffeln zur Sülze. Mal schmeckte sie schlicht zu Schwarzbrot. Meine wechselnden Gäste, zu denen weitgereiste aus Übersee, europäische wie das sozialdemokratische Dreigestirn Brandt, Palme, Kreisky, dann wieder Freunde aus barocker Zeitweil gehörten – der alles eitel nennende Andreas Gryphius und Martin Opitz, bevor ihn die Pest holte, aber auch die Courasche nebst Grimmelshausen, als er sich noch Gelnhausen nannte –, ließen selten etwas von der Schweinekopfsülze übrig. Mal wurde sie als Voressen, mal als Hauptgericht getischt. Ihr Rezept jedoch blieb sich gleich.

Mein Meister hat während der schnell verstreichenden Doppelstunde noch viel von Säuen, Ebern, Spanferkeln und deren Verwertung zu berichten gewußt. Daß man bei ihm zu Hause das Borstenvieh mit Maiskolben, »Kukuruz«, mäste, daß in seiner Heimat fürs Schweinefüttern extra Eichenwälder gewachsen seien, daß die Eichel festes und nicht zu fettes Fleisch mache, daß aber der Fettmantel des Schweines nicht zu verachten sei, weshalb man Flomen in der Pfanne zu Griebenschmalz auslasse, und daß man Schweineleber, -herz, -lunge durch den Fleischwolf drehen und – wie beim Schlachten das Schweineblut – verwursten könne – »Aber, bittscheen mit Majoran« –, und daß das Räuchern von Speck und Schinken hohe Kunst sei.

Als wir dann alle, auch ich, glaubten, fromm genug und wortreich gesättigt zu sein, sagte er abschließend: »Nu, Herrschaften, is fertig mit Schwain. Aber iebermorgen, da freuen wir uns bisserl schon, red ich nich mehr von Borstenvieh. Da nehmen wir allmeegliches Federvieh durch. Sag ich jetzt schon: Kaine Gans ohne Beifuß!«

War es wirklich der übernächste Tag, an dem uns sein Merksatz zum Begriff für alles wurde, was einer gefüllten Gans guttut? Wahrscheinlich vergingen Tage, bis mich wiederum der gekachelte, bis heute nachhallende Raum der ehemaligen Veterinärstation gefangennahm. Tage, an denen sich nichts außer der Endlosgeschichte des Wiederkluers Hunger ereignete, wenn man von Gerüchten ablieht, die schnellfüßig das Lager durcheilten und dabei Junge warfen.

Die Überweisung aller Gefangenen ostdeutscher Herkunst an die sowjetische Besatzungsmacht stand zu befürchten. Ganze Kosakenregimenter, die auf unserer Seite gekämpft hatten, seien, so hieß es, von den Engländern an die Russen ausgeliefert worden, so daß sich, um sowjetischer Rache vorzubeugen, Gruppen in Sippenstärke selbsthändig getötet hätten.

Dann wieder wurde von bevorstehender Massenentlassung geraunt. Und zwischendurch war vom Abtransport der jüngsten Lagerinsassen zwecks Umerziehung die Rede: »Ab nach Amerika!« Dort werde man uns, so spotteten ältere Landser, das restliche Jungnazitum austreiben.

Am längsten hielt sich als Latrinenparole das Gerücht von der bereits geplanten, nunmehr beschlossenen und demnächst aktuellen Wiederbewaffnung aller abgerüsteten Kriegsgefangenen. Und zwar mit amerikanischem Gerät: »Shermanpanzer und so...«

Einen Feldwebel hörte ich tönen: »Klar doch, ab jetzt geht's gemeinsam mit den Amis« – schon sagten wir Ami und Amis – »gegen den Iwan. Die brauchen uns doch. Das schaffen die nie ohne uns ...«

Dem wurde zugestimmt. Daß es irgendwann wieder losgehen werde gegen die Russen, sei doch sonnenklar. Hätte man früher schon ins Auge fassen müssen, als der Iwan noch hinter der Weichsel stand. Aber erst jetzt, seitdem Adolf weg sei, auch die anderen Bonzen, Goebbels und Himmler, wer noch, oder hops genommen wie Göring, sei man wieder gefragt.

»Na, unsere Fronterfahrung als Bollwerk gegen die rote Flut. Wir wissen, was das heißt, gegen den Iwan, besonders im Winter. Davon hat der Ami keine Ahnung.«

»Ohne mich. Mach mich vorher schon dünne. Zwei Jahre vor Leningrad, dann Pripjetsümpfe, zum Schluß an der Oder, das reicht!«

Aber auch dieses zukunftsweisende Gerücht – denn wenige Jahre später, als sich Adenauer hier, Ulbricht da bei den Siegern eingekauft hatten, gab es sie, die eine, die andere deutsche Armee – verlief sich mit der Zeit, ohne ganz und gar außer Kurs zu geraten.

Doch selbst als die heißeste aller Latrinenparolen noch genügend Zuhörer und Zwischenträger fand – und einige Offiziere bereits ihre Orden putzten –, konnte sie nicht das lagerweite Bedürfnis nach allgemeiner und spezieller Unterrichtung, nach bibelfester Erbauung und kulturellem Genuß hemmen. Was mich und meine Mitschüler betraf, wollte keiner von uns in amerikanischer Uniform das Abendland oder sonstwasnoch retten. Friedfertig überließen wir uns weiterhin der kulinarischen Betäubung des nagenden Hungers.

Wohl deshalb kommt es mir so vor, als sei die Doppelstunde zum Thema Gans gleich oder bald nach der Verwertung des Schweines meiner späterhin ausgelebten Kochkunst förderlich gewesen, zudem prägend für weitere Entwicklung. Sehe ich mich doch rückgewandt als einerseits gehemmten, inständig seine diffusen Begierden streichelnden Jungen und andererseits als früh vergreisten Zyniker, der zerfetzte Tote und erhängte Landser baumeln gesehen hatte. Als gebranntes Kind, dem jeglicher Glaube an was auch immer - Gott oder Führer - auf null gebracht worden war, gab es für mich, abgesehen von meinem Obergefreiten, der mit mir im dunklen Wald »Hänschen klein« gesungen hatte, nur eine einzige Autorität: jenen hageren und bereits ergrauten Mann, dessen Augenbrauen gekämmt werden wollten. Er verstand es, mit Wörtern und Gesten meinem Hunger den Stachel zu nehmen, und sei es für Stunden nur.

So ist mir unser Chefkoch, der, uns belehrend, gewiß noch anderes Schlachtvieh unters Messer gebracht, Wildbret gebeizt, dieses und jenes verwurstet sowie Fische und krebsgängiges Getier mundgerecht zubereitet hat, als beschwörende Kraft dergestalt gegenwärtig geblieben, daß er mir heute noch, sobald ich eine Hammelkeule mit Knoblauch und Salbei spicke oder einer Kalbszunge die rauhe Haut abziehe, auf die Finger schaut.

So war mir denn auch seine meisterliche Aufsicht sicher, als ich angesichts einer ausgeräumten Martinsgans, zu der am Abend als Gast der Philosoph Ernst Bloch in die Friedenauer Niedstraße geladen war, zwischen einer Füllung mit Äpfeln oder der vom Meister empfohlenen Maronenfüllung zu wählen hatte. Wie ich mich auch entschied, geimpft war der Schüler mit der Ermahnung: »Kaine Gans ohne Beifuß!«

Damals, gegen Ende der sechziger Jahre, als sich die Revolution dank vieler Ausrufezeichen immerhin auf Papier behauptete, gab ich Eßkastanien den Vorzug. Bloch bekam außer der halben Brust einen Flügel, zudem das Lügenbein auf den Teller, was ihn sogleich zu längerer Rede ermunterte. Er lobte die Maronenfüllung und erzählte Anna, mir und den vier staunenden Kindern beim Essen mal zeitraffend, dann wieder zeitgedehnt sein nicht enden wollendes Märchen vom unfertigen Menschen, in dessen Verlauf er von Thomas Müntzer auf Karl Marx und abgeleitet von dessen messianischer Botschaft auf Old Shatterhand, mithin auf Karl May kam, nun gleich Moses vom Berg herab donnerte, plötzlich ein Wagnermotiv summte, dann den oralen Ursprung der Literatur in Erinnerung rief, raunend dem aufrechten Gang einige Stolpersteine aus dem Weg räumte und schließlich, nachdem er ein anderes Märchen skelettiert hatte – war es Hänsel und Gretel? –, das abgenagte Lügenbein hob, seinem Prophetenhaupt zu leuchten befahl, nun sein oft zitiertes Prinzip beschwor, um sogleich ein Loblied auf Lügengeschichten im allgemeinen und besonderen anzustimmen.

Die Kinder am Tisch – Franz, Raoul, Laura und Kleinbruno – saßen offenen Mundes und hörten unserem ganz besonderen Gast so wortgläubig zu, wie ich einst meinem Meister, dem bessarabischen Chefkoch, zugehört hatte, als er das Würzkraut Beifuß jeglicher Gänsefüllung anbefahl.

Plötzlich war er weg. Kein Chefkoch mehr, der mit einladender Geste – »Bittscheen, die Herrschaften« – unseren Hunger beschwichtigen konnte. Es hieß, man habe ihn auf Weisung von ganz oben abkommandiert. In einem Jeep, sitzend zwischen zwei Militärpolizisten unter weißlackierten Helmen, sei er zuletzt gesehen worden.

Zugleich kamen Gerüchte auf. General Patton, der die dritte amerikanische Armee befehligte und dessen in allerlei Reden lautgewordener Russenhaß jene Latrinenparolen genährt hatte, nach denen unsereins wiederbewaffnet an einer neuerlichen Ostfront zu gebrauchen sei, dieser ach so weitsichtige General habe ihn, den Chefkoch von internationalem Ruf, als persönlichen Leibkoch angefordert, auf daß er ihn und seine hochrangigen Gäste verköstige.

Als General Patton später angeblich bei einem Unfall ums Leben kam, lebten abermals Gerüchte auf: er sei ermordet, wahrscheinlich vergiftet worden. Weil verwickelt In die Mordgeschichte, habe man seinen Leibkoch, unseren Meister der imaginierten Küche, verhaftet. Mit ihm seien weitere Agenten und zwielichtige Gestalten hinter Schloß und Riegel geraten. Den Prozeß gegen die Verschwörer und die dabei anfallenden Prozeßakten habe man jedoch auf Anraten eines deutschen Spezialisten in Sachen Geheimdienst unter Verschluß gehalten. So ergab sich ein Roman- oder Filmstoff, der zu verwursten gewesen wäre.

Was aber mich betrifft, begann der Hunger, kaum war der Meister und mutmaßliche Leibkoch weg, mit schärferem Zahn zu nagen. Erst jetzt reizt es mich, das Drehbuch für einen Krimi zu skizzieren, in dessen Verlauf die südosteuropäische Kochkunst den General Patton in großsprecherische, den neuerlichen Krieg beschwörende Laune, meinen Lehrmeister jedoch in Gefahr bringt, denn der kriegslüsterne Lautsprecher ist nicht nur dem russischen NKWD ein zu liquidierendes Ärgernis, auch die westlichen Geheimdienste sinnen auf Abhilfe: Patton redet zu laut, zu viel und zu früh. Patton kann sich nicht gedulden. Patton muß weg, und sei es mit Hilfe einer gefüllten Gans, der anstelle von Beifuß ein anderes Gewürz...

So etwa könnten laut Drehbuch die Spielregeln des Kalten Krieges erprobt, die Geburtsstunde der »Organisation Gehlen« als Brutstätte des alsbald tätigen deutschen Nachrichtendienstes minutiös gedehnt werden und zudem der Filmindustrie förderlich sein.

Erst nachdem das Lager auf dem Gelände des Truppenübungsplatzes Grafenwöhr teilweise aufgelöst und wir gegen Ende Mai mit Trucks nach Oberbayern ins Freiluftlager Bad Aibling verlegt wurden, wo wir in Erdlöchern unter Zeltplanen hausten, bis man uns wenige Wochen später aufteilte und in Arbeitslager brachte, milderte sich der Hunger, weil es mir nun gelang, mit Hilfe meiner Tauschware, den silbrig glänzenden Westwallnadeln, die kalorienarmen Morgenthaurationen aufzubessern.

Der Gegenwert, amerikanische Zigaretten, zahlte sich für mich, den Tabak noch immer nicht in Versuchung zu bringen vermochte, besonders einträglich aus. Brot und Erdnußbutter wurden erhandelt. Eine Kilodose Corned beef findet sich im Schlepptau meiner Erinnerung. Zudem dickleibige Schokoladenriegel. Auch will ich mir einen größeren Vorrat Gillette-Rasierklingen eingehandelt haben, gewiß nicht für den eigenen Bedarf.

Einmal – noch im Großlager Bad Aibling – brachten mir drei Zigaretten der Marke Camel ein Tütchen Kümmel ein, den ich in Erinnerung an gekümmelten Schweinekohl kaute: ein Rezept des verschollenen Meisters.

Und vom erhandelten Kümmel gab ich meinem Kumpel ab, mit dem ich bei Dauerregen unter einer Zeltplane hockte und mit drei Würfeln womöglich um unsere Zukunft knobelte. Da ist er, heißt Joseph, spricht auf mich ein – unbeirrbar leise, ja sanft – und will mir nicht aus dem Sinn.

Ich wollte dies, er wollte jenes werden.

Ich sagte, es gibt mehrere Wahrheiten.

Er sagte, es gibt nur die eine.

Ich sagte, an nichts glaube ich mehr.

Er sattelte ein Dogma aufs nächste.

Ich rief: Joseph, du willst wohl Großinquisitor werden oder noch höher hinaus.

Er warf immer einige Augen mehr und zitierte beim Würfeln den heiligen Augustinus, als lägen ihm dessen Bekenntnisse in lateinischer Fassung vor.

So redeten und knobelten wir Tag nach Tag, bis er eines Tages, weil in bayerischer Gegend zu Hause, entlassen wurde, während ich, weil ohne gesicherte Heimatadresse und deshalb ortlos, zuerst zur Entlausung und dann in ein Arbeitslager kam.

Und dort sprachen sich zwei Ereignisse herum, die uns POW auf unterschiedliche Weise betrafen: zum einen war die Rede vom Abwurf zweier Atombomben auf japanische Städte, deren Namen ich zuvor nie gehört hatte. Wir nahmen diesen Doppelschlag hin, denn spürbarer und für uns wirklicher war das andere Ereignis: die von dem amerikanischen Politiker Morgenthau verordnete Magerkur wurde im Spätsommer abgeblasen. Wir kamen auf über tausend Kalorien. Sogar ein Achtel Wurst gehörte zur Tagesration.

Fortan konnten wir als gesättigter gelten als alle, die außerhalb des Stacheldrahtes ihren Hunger auf Schwarzmärkte trugen. Von Arbeitskolonnen, die in Augsburg und München Trümmerberge abräumten, war zu hören, daß dort Zivilisten gereiht in Schlange stünden, um das bißchen zu kriegen, was in Bäckereien und Fleischerläden noch zu haben war. Ihnen wurde der Frieden in immer knapperen Rationen zugeteilt; uns hinterm Lagerzaun ging es besser und besser. Man lebte sich ein, kam sich in Unfreiheit wie geborgen vor.

Manche Kriegsgefangenen, besonders diejenigen, deren Wohnort in den russisch und polnisch besetzten Gebieten zu finden war, fürchteten sogar die Entlassung. Womöglich gehörte ich zu ihnen. Ohne Nachricht von Vater und Mutter – waren sie rechtzeitig mit der Schwester aus Danzig geflüchtet oder ertrunken, weil an Bord der Gustloff? –,

sah ich mich versuchsweise als elternlos, heimatlos, als entwurzelt. Ich gefiel mir in Selbstmitleid, probierte Rollen aus, ging mit mir wie mit einem Waisenkind um. Besonders nachts, auf dem Strohsack.

Zum Glück gab es gleichaltrige Kumpels in ähnlicher Lage. Doch mehr als Mama und Papa fehlte uns, was unzulänglich in weiblichen Umrissen zu erträumen war: man hätte ersatzweise schwul werden können. Und manchmal, nein, oft tasteten wir nach einander, befummelten uns.

Dann verbesserte sich abermals die Lage. Mit meinem Schulenglisch, von dem ich bei jeder sich bietenden Gelegenheit ungehemmt Gebrauch machte, auf daß es sich amerikanisierte, wurde ich einem Arbeitskommando zugeteilt, das im Kasernenbereich des Flugplatzes Fürstenfeldbruck für den Abwasch in einer Kompanieküche der US Air Force zu sorgen hatte. Auch fürs Kartoffelschälen, Möhrenputzen waren wir zuständig. Jeden Morgen brachte uns der Truck an einen Ort, sonst nur im Märchen zu finden, direkt ins Schlaraffenland.

Gleichfalls hatte dort eine Gruppe DPs, wie displaced persons laut abkürzender Rückenaufschrift genannt wurden, als Wasch- und Bügelkolonne Arbeit gefunden. Ein halbes Dutzend junger Juden, die, nur vom Zufall begünstigt, verschiedene Konzentrationslager überlebt hatten und nun allesamt nach Palästina wollten, aber nicht durften.

Wie wir staunten sie, welche Menge Essensreste, Berge Kartoffelbrei, Fett aus ausgebratenem Speck und Hühnergerippe, denen nur Brust und Keulen fehlten, Tag für Tag in Mülltonnen gekippt wurde. Da wir dieser Vergeudung stumm zuschauten, können gemischte Gefühle nur ver-

mutet werden. Kann es sein, daß der Spiegel, in dem ich bislang das Bild des Siegers geschönt gesehen hatte, plötzlich einen Sprung zeigte?

Zwar fielen den Juden und uns, die wir gleichaltrig waren, genug Reste zu, doch damit fand die Gemeinsamkeit ein Ende. Nur lässig bewacht, prügelten wir uns mit Worten, sobald Arbeitspausen Gelegenheit boten. Die DPs sprachen zumeist Jiddisch miteinander oder Polnisch. Wenn sie deutsche Wörter wußten, hießen sie »Raus! Schnellschnell! Stillgestanden! Fresse halten! Ab ins Gas!« Sprachliche Mitbringsel aus einer Erfahrung, die wir nicht wahrhaben wollten.

Unser Vokabular stückelte sich aus nachgeplappertem Landserdeutsch: »Ihr krummen Hunde! Ihr Bettpisser! Euch sollte man auf Vordermann bringen!«

Anfangs lachten die Amis über unsere Wortgefechte. Es waren weiße GIs, für die wir den Abwasch machten. Die GIs der benachbarten Kompanie wurden von ihnen als Nigger beschimpft. Die jungen Juden und wir hörten das wortlos, weil unser Streit auf anders bestelltem Acker lärmte.

Dann kam man uns pädagogisch. Doch der amerikanische Education Officer, jemand mit Brille und weichgetönter Stimme, der immer frisch gebügelte Hemden trug, bemühte sich vergeblich, zumal wir, also auch ich, nicht glauben wollten, was er uns vorlegte: Schwarzweißfotos, Bilder aus den Konzentrationslagern Bergen-Belsen, Ravensbrück... Ich sah Leichenberge, die Öfen. Ich sah Hungernde, Verhungerte, zum Skelett abgemagerte Überlebende aus einer anderen Welt, unglaublich.

Unsere Sätze wiederholten sich: »Und das sollen Deutsche getan haben?«

»Niemals haben das Deutsche getan.«

»Sowas tun Deutsche nicht.«

Und unter uns sagten wir: »Propaganda. Das ist alles nur Propaganda.«

Ein gelernter Maurer, der mit uns, die wir als Jungnazis galten, zwecks Umerziehung auf Kurzbesuch nach Dachau geschickt worden war, sagte, nachdem man uns Station nach Station durch das Konzentrationslager geschleust hatte: »Habt ihr die Duschräume gesehen mit den Brausen, angeblich fürs Gas? Waren frisch verputzt, haben die Amis bestimmt nachträglich gebaut...«

Es verging Zeit, bis ich in Schüben begriff und mir zögerlich eingestand, daß ich unwissend oder, genauer, nicht wissen wollend Anteil an einem Verbrechen hatte, das mit den Jahren nicht kleiner wurde, das nicht verjähren will, an dem ich immer noch kranke.

Wie dem Hunger kann der Schuld und der ihr folgsamen Scham nachgesagt werden, daß sie nagt, unablässig nagt; aber gehungert habe ich nur zeitweilig, die Scham jedoch...

Nicht die Argumente des Education Officers und die überdeutlichen Fotos, die er uns vorlegte, haben meine Verstocktheit brüchig werden lassen, vielmehr fiel die Sperre erst ein Jahr später, als ich die Stimme meines ehemaligen Reichsjugendführers Baldur von Schirach – weißnichtwo – aus dem Radio hörte. Kurz vor der Urteilsverkündung kamen die in Nürnberg als Kriegsverbrecher Angeklagten noch einmal zu Wort. Um die Hitlerjugend zu entlasten, beteuerte Schirach deren Unwissenheit und sagte, er, nur er habe Kenntnis von der geplanten und vollzogenen Massenvernichtung als Endlösung der Judenfrage gehabt.

Ihm mußte ich glauben. Ihm glaubte ich immer noch. Solange ich aber im Küchenkommando als Abwäscher und Dolmetscher tätig war, blieb ich verstockt. Klar, wir hatten den Krieg verloren. Die Sieger waren uns an Zahl, Panzern, Flugzeugen überlegen gewesen, zudem an Kalorien. Aber die Fotos?

Wir stritten mit den gleichaltrigen Juden. »Nazis, ihr Nazis!« schrien sie.

Wir hielten dagegen: »Haut bloß ab, nach Palästina!«

Dann wieder lachten wir gleichgestimmt über die uns merkwürdigen, ja komischen Amerikaner, besonders über den hilflos bemühten Education Officer, den wir mit Fragen nach der hörbar verächtlichen Behandlung der »Nigger« in Verlegenheit brachten.

Sobald wir unseren Streit satt hatten, wurde maulhurend über Frauen, nicht greifbare Wunschbilder gesprochen. Denn nicht nur wir POW, auch die überlebenden Kinder ermordeter jüdischer Eltern waren hungrig nach jeweils ihrer Vorstellung von Mädchen. Die Amis, die überall ihre Pin-ups zur Schau stellten, kamen uns lächerlich vor.

Ein- oder zweimal schob mir einer der DPs, der von den anderen Ben gerufen wurde, eine Blechdose zu, gestrichen voll mit dickflüssigem Bratenfett, wortlos, kurz nach der Kontrolle, bevor wir auf die Ladefläche des Trucks stiegen, denn eigentlich war es verboten, Essensreste ins Lager mitzunehmen.

Ben steht mir im Rückblick rothaarig gelockt gegenüber. Von Ben und Dieter handelte eine Rede, die ich im März siebenundsechzig in Tel Aviv gehalten habe. Eingeladen hatte mich die Universität. Damals war ich neununddreißig Jahre alt und galt wegen meiner Neigung, alles zu lang Beschwiegene beim Namen zu nennen, als Störenfried.

Mein Vortrag stand unter dem Titel »Rede über die Gewöhnung«. Ich hielt ihn auf deutsch, weil die Zuhörer zumeist Juden deutscher Herkunft waren. Im Verlauf der Rede erzählte ich auch von Ben und Dieter, dem gegensätzlichen Wasch- und Küchenkommando, und von dem Education Officer, der zwischen den zerstrittenen Gruppen zu vermitteln versuchte.

In meinem Manuskript hieß er Hermann Mautler, hatte achtunddreißig aus Österreich flüchten müssen, war in die USA emigriert, galt als studierter Historiker und glaubte an die Vernunft. Meine in die Rede geflickte Erzählung, die ich vor überlebendem Publikum hielt, ging ins Detail seines Scheiterns. Und wenn ich sie heute, nach annähernd vier Jahrzehnten zeitlicher Distanz, lese, kommt es mir vor, als sei sein Scheitern meinen Vergeblichkeiten verwandt.

Der Name Hermann Mautler ist zwar erfunden, aber die fragile Person, von der ich nicht mehr weiß, wie sie wirklich hieß, ist mir deutlicher als jener verstockte Junge, den ich auf einem frühen Selbstbild zu erkennen versuche; denn auch der Dieter meiner Erzählung ist nur ein Teil von mir.

So halten sich Geschichten frisch. Weil unvollständig, müssen sie reichhaltiger erfunden werden. Nie sind sie fertig. Immer warten sie auf Gelegenheit, fortgesetzt oder gegenläufig erzählt zu werden. Wie die Geschichte mit Joseph, dem bayerischen Jungen, der bereits frühzeitig aus dem Großlager Bad Aibling entlassen wurde und mit dem ich einige gedehnte Tage lang gemeinsam Läuse geknackt, bei Regen unter einer Zeltplane Kümmel gekaut und um unsere Zukunft gewürfelt hatte. Ein sanfter Rechthaber.

Von ihm muß immer wieder erzählt werden, weil nämlich dieser Joseph seit Meßdienerzeiten wie ich Gedichte schrieb, aber ganz andere Zukunftspläne hatte...

Nur die Geschichte von Ben und Dieter darf aufhören, weil das Küchenkommando im Herbst, kurz nachdem ich achtzehn zählte, von einer älteren Gruppe Landser abgelöst wurde. Die DPs blieben noch eine Weile, wahrscheinlich bis es ihnen gelang, endlich den Ausweg nach Palästina zu finden, wo ihnen als staatliche Verheißung Israel als Staat und Krieg auf Krieg bevorstand.

Der Education Officer mag später ein Buch über die besonderen Probleme pubertierender Lagerinsassen unterschiedlicher Herkunft und über sein tapferes Versagen geschrieben haben. Mir aber verhalf ein Lagerwechsel zu etwas, das ich nicht kannte, Freiheit genannt.

Nur noch wenige Westwallnadeln, doch vorrätig das Paket Rasierklingen gehörten zu meinem Gepäck, als ich zu Beginn des Winters mit anderen in die Lüneburger Heide transportiert wurde. Auf Armeelastwagen fuhren wir über leere Autobahnen durch gehügelte, dann flache Landschaft, die sich übersichtlich und friedlich breitete. Zwecks Entlassung wurden wir verlagert, hieß es. Ab und zu erinnerten gesprengte Autobahnbrücken oder ein Panzerwrack an überlebte Schrecken. Kaum angekommen, bezogen wir Baracken im Munsterlager.

Die englischen Bewacher interessierten sich für einen Teil meiner restlichen Tauschware: die niedlichen Bunker der Siegfried Line. Und als man mich dann mit gestempeltem Papier, desinfiziert und mit letzter Tagesration verpflegt, in die britische Besatzungszone entließ, kam ich in ein weiträumig von Trümmern gesäumtes Gehege; in ihm sollte die mir unbekannte Freiheit erprobt werden.

Was auf ersten Blick täuscht: beim Häuten der Zwiebel beginnen die Augen zu schwimmen. So trübt sich ein, was bei klarer Sicht lesbar wäre. Deutlicher hält mein Bernstein fest, was als Einschluß zu erkennen ist: vorerst als Mücke oder winzige Spinne. Dann aber könnte ein anderer Einschluß, der Granatsplitter, sich in Erinnerung bringen, der in meiner linken Schulter verkapselt ist, als Andenken sozusagen.

Was noch ist mir vom Krieg und aus der Zeit des Lagerlebens außer Episoden geblieben, die zu Anekdoten zusammengeschnurrt sind oder als wahre Geschichten variabel bleiben wollen?

Anfangs Unglaube, als mich die Bilder schwarzweiß erschreckten, dann Verstummen. Zudem Lektionen, die mir Furcht und Hunger erteilten. Und dank des Kochkurses ohne Zubehör – sofern von der Schultafel und ihren Kreidespuren abgesehen wird – kann ich mir dringlich Gewünschtes, sogar das Unerreichbare samt Geruch und Nebengeräusch vorstellen. Mehr noch: ich lernte, Gäste zu Tisch zu bitten, die weitgereist aus entlegener Zeit kommen, mir als Frühverstorbene fehlen – etwa die Freunde junger Jahre – oder nur noch aus Büchern sprechen, totgesagt dennoch lebendig sind.

Sie bringen Nachricht von einem anderen Stern, streiten selbst bei Tisch noch oder wollen mit Hilfe fromm tuender Lügengeschichten erlöst werden, weil sie zu mittelalterlichen Steinbildern erstarrt sind.

Später dehnte ich meine Zeitweil und schrieb den Roman »Der Butt«, in dessen Verlauf ich Gäste aus jedwedem Jahrhundert bitte, Platz zu nehmen, damit ihnen getischt werden kann: schonischer Hering zu Dorotheas gotischer Zeit, als Henkersmahl Kuttelfleck, das die Äbtissin Mar-

garete Rusch ihrem Vater zu kochen verstand, den Dorsch in Dilltunke, wie ihn die Magd Agnes für den kränkelnden Dichter Opitz dünstete, Amandas Kartoffelsuppe für Ollefritz, auch Sophies den Kalbskopf füllendes Pilzgericht, dem Napoleons Gouverneur, der General Rapp, nur mit Glück entkam, und Lena Stubbes Nierchen in Mostrichtunke, als August Bebel ihr Gast war und sie ihm ihr »Proletarisches Kochbuch« vorlegte...

Damals, als inwendig der Hunger nagte, habe ich meinem Meister gut zugehört. Sobald Zutaten günstig im Angebot waren, standen Luftsuppen, Wolkenklöße, Windhühner auf meinem Küchenzettel. Das mir in frühen Jahren entschwundene Ich muß ein leeres Gefäß gewesen sein. Wer immer es gefüllt hat, ein bessarabischer Koch gehörte dazu. Mit ihm, der »bittscheen, die Herrschaften« sagte, säße ich gerne bei Tisch.

